

SCHÜSSELN UND SCHALEN DER HEUNEBURG

ABHANDLUNG

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von

Daniela Fořt-Linksfeiler
von Slaný, Tschechoslowakei

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. W. Kimmig, Tübingen

1979

Sonderdruck
aus Germania 56, 1978, 2. Halbband, Seiten 434-460
Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 1979
Satz und Druck: Wiesbadener Graphische Betriebe GmbH, Wiesbaden

SCHÜSSELN UND SCHALEN DER HEUNEBURG

ABHANDLUNG

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von

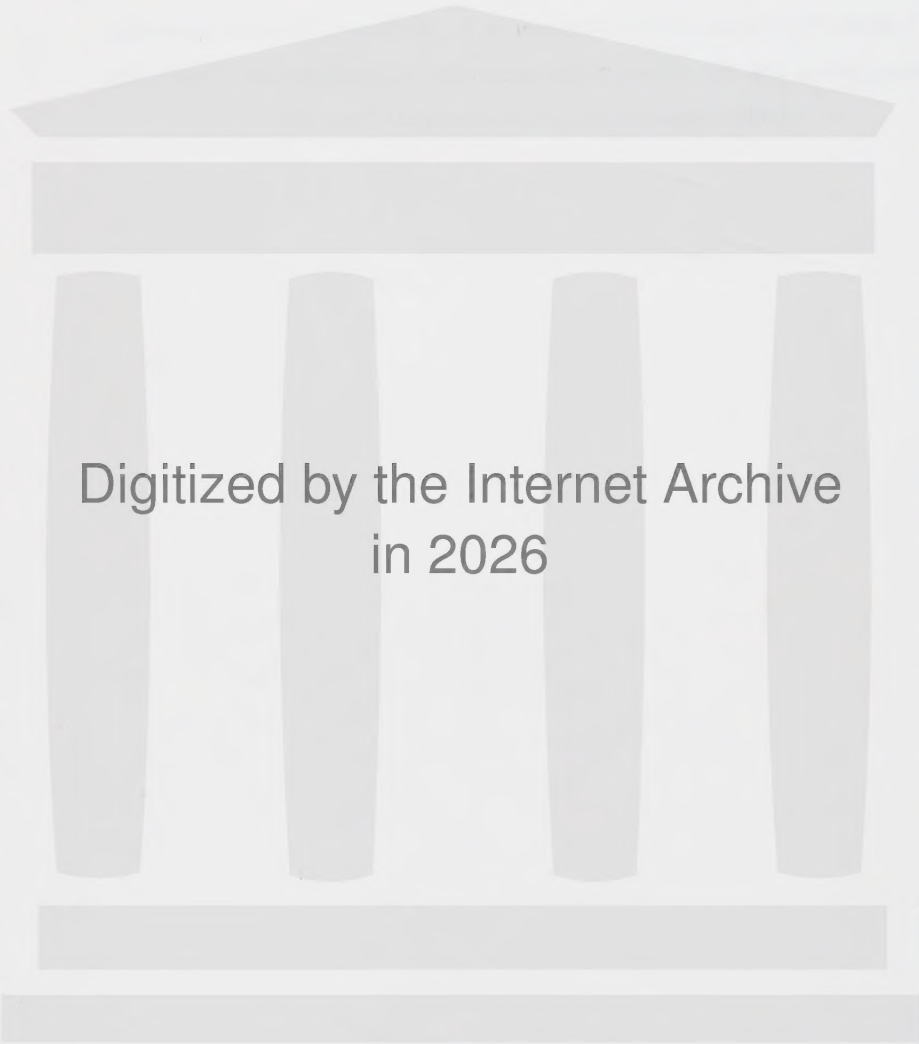
Daniela Fořt-Linksfeiler
von Slaný, Tschechoslowakei

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. W. Kimmig, Tübingen



TEILDRUCK

Die vollständige Arbeit wird erscheinen in der Reihe der Heuneburgstudien,
herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen
Archäologischen Institutes zu Frankfurt a.M.



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507210_0098

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	1
I. EINFÜHRUNG	
1) Terminologie	10
2) Kurze Forschungsgeschichte zur Form.	19
3) Graphit und Graphitverzierung	26
4) Der Ton	49
5) Beobachtungen zur Technologie	62
II. HAUPTTEIL	
1) Schüsseln, Grundform A	70
2) Schüsseln, Grundform B	92
3) Schüsseln, Grundform C	116
4) Schüsseln, Grundform D	150
5) Schalen und tellerartige Formen, Grundform E	173
6) Bodenbildungen	191
7) Sonderformen	205
III. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN.	212
IV. FUNDKATALOG	226
V. TAFELN (1-43)	

Die Schüsseln und Schalen der Heuneburg

Vorbericht

Von Daniela Fořt-Linksfeiler, Zürich

Vorliegender Beitrag ist ein gedrängter Vorbericht über Formeninhalt und Entwicklung der variantenreichen Schüsseln und Schalen der Heuneburg¹. Diese Gefäßgruppe gehört zu den gängigsten Formen des Gebrauchsgeschirrs, deren Anteil am Gesamtbestand bei 50% liegen dürfte. Da umfassende Untersuchungen über späthallstattzeitliche Schüsseln und Schalen bisher fehlen, soll dieser Beitrag eine Lücke schließen helfen, die in der Formentwicklung von Schüsseln und Schalen zwischen der mittleren Hallstatt- (Ha/C) und der frühen Latènezeit (Latène A–B) noch immer besteht. Grundlage der Untersuchung ist dabei ein Komplex von 7423 Schüsseln und Schalen, die zumeist fragmentarisch während der Grabungsjahre 1950–1970 auf der Heuneburg geborgen wurden².

Methode und Auswertung

Bei der Aufarbeitung des genannten Fundstoffs sollten nicht nur Veränderungen der Formen und Verzierungsarten untersucht werden, es war darüber hinaus auch besonderes Augenmerk auf die erkennbaren Tonqualitäten zu richten. Im Zuge solcher Fragestellungen wurden in der Folge 25 Kriterien ausgearbeitet, nach denen jedes einzelne Stück bewertet werden sollte. Dies führte jedoch zu einer derartigen Vervielfachung der Einzelvergleiche, daß sich unter diesen Umständen die elektronische Datenverarbeitung als geeignetste Methode zur Lösung der vielfältigen Fragestellungen geradezu anbot³. Deshalb wurden die individuellen Merkmale unserer Schüsseln und Schalen in bestimmte, dem Computer verständliche Codes umgesetzt und in einer fest definierten Reihenfolge auf einzelne Datensätze übertragen. Eine solche rationelle Datenerfassung bei immerhin 185 575 Einzeldaten ermöglichte in der Folge sekundenschnelle Vergleiche und eine ebenso rasche Sortierung nach den gewünschten Merkmalen⁴.

¹ Grundlage ist eine Züricher Dissertation von 1976. Das Fundmaterial stellte freundlicherweise Herr Prof. Dr. W. Kimmig (Tübingen) zur Verfügung, dem hierfür bestens gedankt sei. Herr Prof. Kimmig hatte auch die Liebenswürdigkeit, das Manuskript stilistisch zu überarbeiten, da Verf. deutsch nicht als Muttersprache spricht. Besonderer Dank ist an dieser Stelle ebenfalls Frau Prof. Dr. M. Primas (Zürich) für ihre tatkräftige Hilfe und Unterstützung auszusprechen.

² Die Materialaufnahme wurde 1974 beendet. Eine Gesamtvorlage des Fundstoffs – ergänzt um die Jahrgänge bis zum 1977 erfolgten Grabungsschluß – ist für die Heuneburgstudien im Rahmen der Römisch-Germanischen Forschungen vorgesehen.

³ Dazu J. E. Doran u. F. R. Hodson, *Mathematics and Computers in Archaeology* (1975). – Vgl. auch die neuerdings vorgetragenen ähnlichen Versuche von A. Furger-Gunti u. P. Thommen, *Arch. Korrb.* 7, 1977, 131 ff.

⁴ Die Häufigkeit der einzelnen Keramikformen und ihre Verteilung in den zugehörigen Schichten konnte im Computer nach den gewünschten Kriterien ausgewertet und graphisch

Trotzdem waren auch bei dieser Bearbeitungsweise gewisse Ungenauigkeiten unvermeidbar. Sie rührten aus dem archäologischen Material selbst her und hier vor allem aus seiner Fundlage. So hatten die während langer Zeit anhaltenden baulichen Veränderungen zu einer ungewöhnlich starken Dislozierung des ohnehin nur fragmentarisch erhaltenen Materials geführt. Sehr viel lag z. B. in den humosen Deckschichten und war dadurch gar nicht oder nur bedingt stratifizierbar. Die gesicherten Schichtangaben geben jedenfalls nur Auskunft über die Lage des Fundgutes, nicht unbedingt jedoch auch über den genauen Zeitpunkt seiner Herstellung bzw. seines Gebrauchs⁵.

Wie schwierig die Ausgangslage für die Auswertung des Materials war, mögen folgende Zahlen verdeutlichen: 11,2% des hier behandelten Fundstoffs lagen in den humosen Deckschichten, weitere 24,68% konnten noch nicht stratigraphisch festgelegt werden, da die Bearbeitung insbesondere der älteren Grabungen zwischen 1950 und 1963 noch nicht genügend fortgeschritten war. 22% unserer Schüsseln und Schalen stammen aus gestörten Fundlagen, etwa aus Pfostengruben oder späteren Eingriffen aller Art. Lediglich 42% des Fundmaterials waren stratigraphisch exakt einzuordnen und bildeten die Grundlage für die beigefügten graphischen Darstellungen.

Zu der Auswertung ist im übrigen immer nur das aussagekräftigste Fragment eines Gefäßes herangezogen worden. Bei kleinen, nicht zusammenhängenden Bruchstücken, die keinerlei spezifische Merkmale aufwiesen, ist nicht auszuschließen, daß Scherben eines Gefäßes ausnahmsweise mehr als einmal gezählt wurden.

All solche Ursachen, von denen die wichtigsten hier genannt wurden, haben fraglos gewisse Verzerrungen sowohl bei den chronologischen wie bei den statistischen Ergebnissen verursacht. Andererseits konnten die eingetretenen Fehlerquellen durch die angewandten statistischen Methoden (Gesetz der großen Zahlen) zumeist wieder aufgehoben oder auf ein vertretbares Maß reduziert werden⁶.

Eine wesentliche Voraussetzung für die elektronische Aufarbeitung des Fundgutes ist eine klare und unmißverständliche Terminologie. Beim Versuch, das sehr große und außerordentlich variantenreiche Material zu gliedern, wurden zunächst zwei Gefäßserien ausgeschieden, die man als Schüsseln und Schalen bezeichnen kann. Angesichts der Vielfalt der im deutschen Sprachbereich üblichen Benennungen für derartige Gefäßformen kommt der hier gewählten Bezeichnung Schüssel und Schale lediglich eine allgemeine Ordnungsfunktion zu. Was die Schüsseln anbelangt, so wurden diese in die Grundformen A–D gegliedert. Demgegenüber beschränken sich die Schalen lediglich auf die Grundform E (vgl. dazu die *Abb. 1*).

dargestellt werden. Gleichzeitig ermöglichte der Rechner die notwendigen statistischen Berechnungen.

⁵ Man vgl. zu diesen Fragen das ausführliche Kapitel über die stratigraphischen Probleme der Heuneburg bei H. W. Dämmer, Die bemalte Keramik der Heuneburg. Heuneburgstudien IV. Röm.-Germ. Forsch. 37 (1978).

⁶ E. Stiefel, Einführung in die numerische Mathematik (1970). – H. Witting, Mathematische Statistik (1972). – Sort/Merge, Reference Manual (1975).

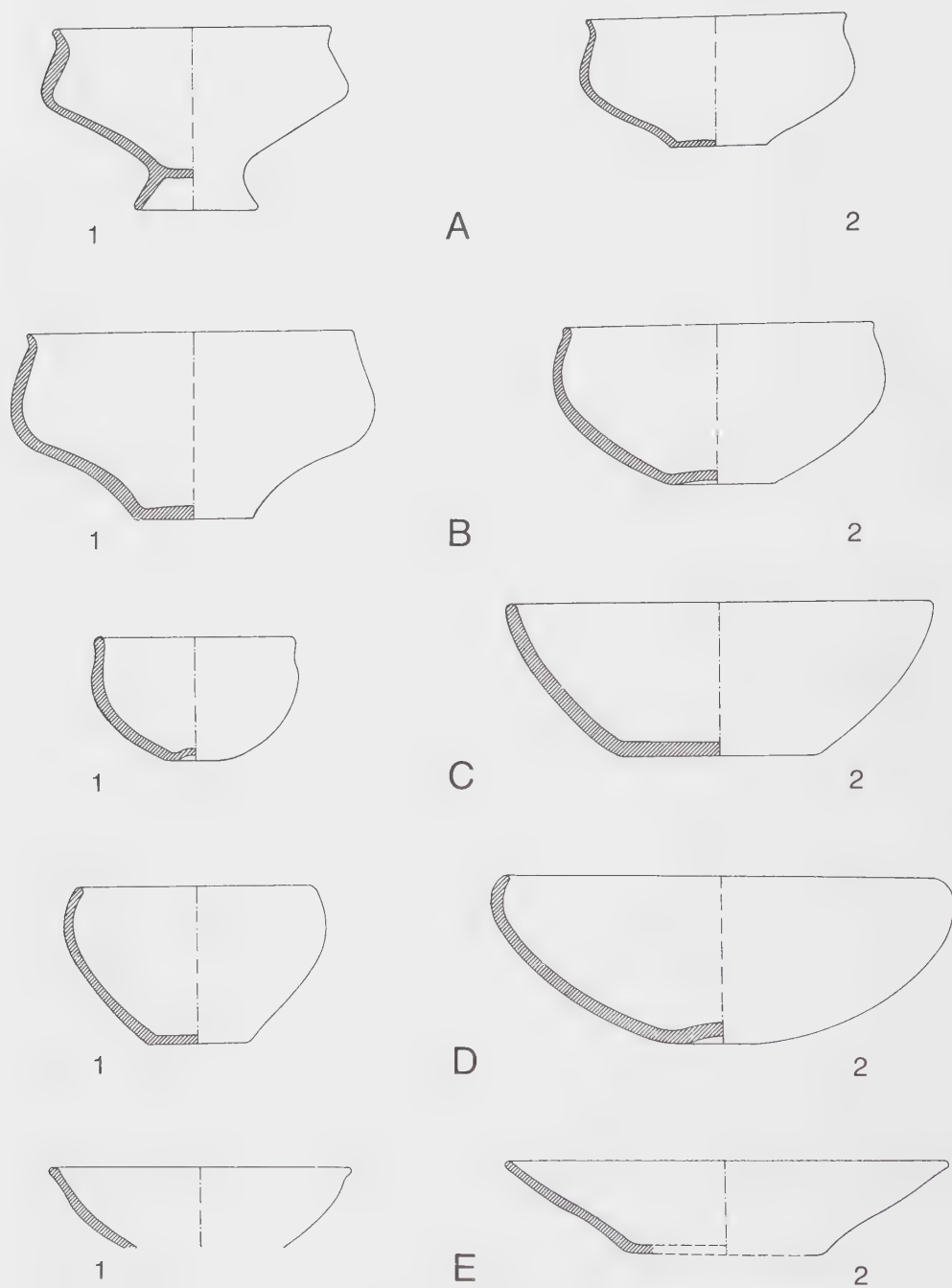


Abb. 1. Heuneburg. Schematische Darstellung der Schüssel- und Schalen-Grundformen A-E in ihrer Variationsbreite.

Schüsseln

Grundform A (*Abb. 1,A*)

Schüsseln dieser Gattung sind zumeist durch eine ausgeprägte Randlippe gekennzeichnet, die in eine mehr oder weniger deutlich ausladende Schulter übergeht. Dadurch entsteht ein S-förmig geschwungenes Profil. Scharfe Randkanten kommen niemals vor, die Böden sind flach oder als Hohlfüße ausgebildet (siehe auch S. 444ff. unter „Fußformen“). Schüsseln der Form A sind relativ klein. Die meisten weisen einen durchschnittlichen Durchmesser von 14 bis 18 cm auf (*Abb. 2,a*). Ihre Wanddicke schwankt zwischen 2 und 7 mm, das Mittel liegt bei 4–5 mm (*Abb. 2,b*). Typisch für diese Schüsseln ist ihre ausgezeichnete Qualität⁷. Sie sind auffallend regelmäßig geformt, beidseitig sorgfältig geglättet und weisen oft eine unterschiedlich starke Politur auf. Sehr harte Brennweise ist die Regel; der Ton ist fein geschlämmt, gelegentlich fein sandig. Die Farbtöne liegen meist zwischen grau und braun, doch gibt es auch schwarz polierte Stücke, die gelegentlich an etruskischen *Bucchero nero*, ja sogar an attische Ware erinnern. Auch rote Politur kommt vor, auf der dann dunkle Slip-Muster erscheinen⁸. Seltener sind auch die ganz oder partiell graphitierten Schüsseln, welche in der Regel aus fein sandigem Ton hergestellt und verhältnismäßig weich gebrannt wurden. Grundform A, insgesamt 13,5% aller Schüsseln und Schalen (*Abb. 4*), ist in allen Burgperioden vertreten. Ihr dauernder Anstieg ist offenbar durch die Katastrophe an der Wende zwischen IVa und IIIb angehalten worden. Nach dem Erreichen ihres Gipfelpunktes in IIIa nimmt gegen die Perioden II–I die Häufigkeit der Form A stark ab (*Abb. 3*).

Grundform B (*Abb. 1,B*)

Die Schüsseln der Form B setzen sich vor allem durch eine verkümmerte Randlippe von den breiten Rändern der Form A ab. Dadurch tritt der bei Grundform A so auffällige Schulterumbruch weniger stark in Erscheinung. Form B kann also als eine Variante zu Form A angesehen werden. Auch Form B ist relativ klein, der durchschnittliche Randdurchmesser liegt zwischen 16 und 18 cm. Die Grenzwerte gehen jedoch über diejenigen der Form A hinaus (*Abb. 5,a*). Die Wandstärken betragen zwischen 2 und 9 mm, das Mittel liegt zwischen 4 und 6 mm (*Abb. 5,b*). Gegenüber Grundform A hat der Anteil von Schüsseln mit Wandstärken von 5–6 mm deutlich zugenommen. Auch die Schüsseln der Grundform B haben durchweg sehr gute Qualität, sie sind regelmäßig geformt, beidseitig sorgfältig geglättet und matt bis glänzend poliert. Der Ton ist fein geschlämmt, harte Brennweise ist die Regel, graue bis braune Farbtöne überwiegen. Schwarz- bzw. Rotpolitur, ein besonderes Merkmal bei Form A, tritt fast ganz zurück. Dagegen ist der Prozentsatz graphitverzierter

⁷ Qualität wird hier nur als Sammelbegriff für sorgfältige Ausführung verstanden. Dies bedeutet nicht, daß z.B. sehr hart gebrannte Ware durchweg mit guter oder umgekehrt weiche Brennweise bzw. grobe Magerung mit schlechter Qualität gleichzusetzen ist.

⁸ Vgl. dazu W. Kimmig u. E. Gersbach, *Germania* 49, 1971, 34ff.; *Abb. 6*; 7. – Zu der rot bemalten Ware ausführlich Dämmer a.a.O. (Anm. 5). – Vgl. auch den soeben erschienenen Vorbericht über die Dämmer'sche Arbeit: Die bemalte Späthallstattkeramik der Heuneburg. Ursprung-Entwicklung-Chronologie. *Arch. Korrb.* 7, 1977, 43ff.

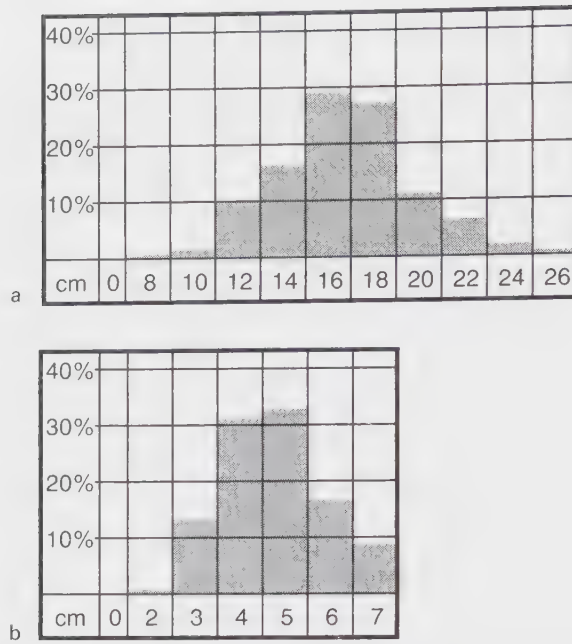


Abb. 2. Heuneburg. Schüssel-Grundform A. a Häufigkeitsverteilung des Mündungsdurchmessers in cm; b Häufigkeitsverteilung der Wandstärke in mm.

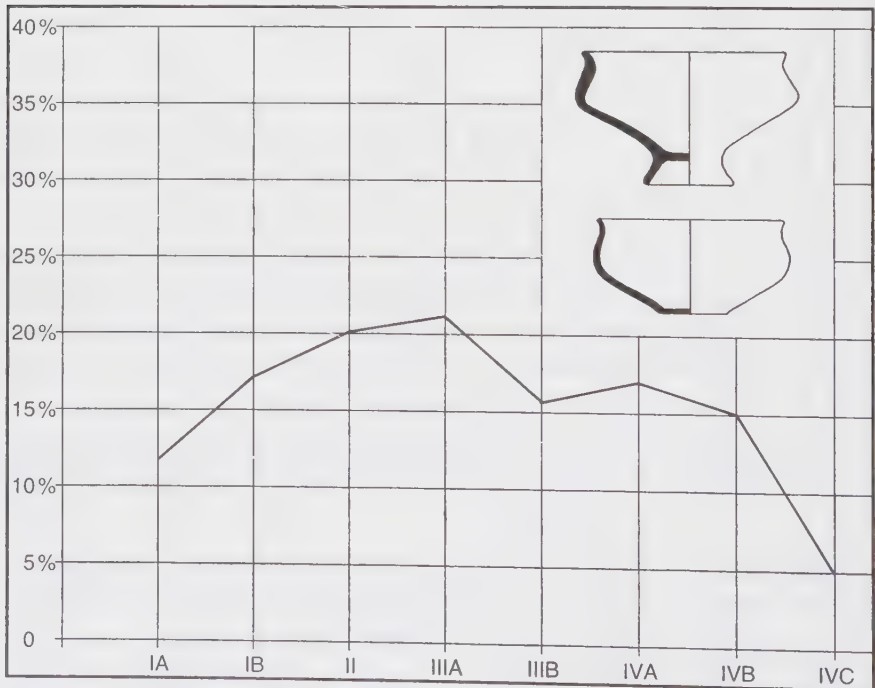


Abb. 3. Heuneburg. Prozentuale Vertretung der Schüssel-Grundform A in den einzelnen Burgperioden.

GRUNDFORM		% aus der gesamten Fundmenge	Anzahl
A		13,5	1007
B		12,9	928
C		31,3	2328
D		25	1864
E		8,8	658
Böden + Füße Sonderformen		8,5	638

Abb. 4. Heuneburg. Prozentualer Anteil der Schüssel- und Schalen-Grundformen sowie der Böden und Füße an der gesamten Fundmenge.

Schüsseln gegenüber Form A beträchtlich angestiegen. Zwar ist vollständiger Graphitüberzug seltener anzutreffen, dafür treten Graphitierung bis zum Umbruch und vielfältige Kombinationen von Rand- und Radialgraphitmustern im Schüssellinnern in den Vordergrund.

Form B ist mit insgesamt 12,9% (*Abb. 4*) in allen Burgperioden vertreten. Sie setzt schon in IVc überraschend kräftig ein, was gegenüber der eher umgekehrten Entwicklung von Form A sehr zu beachten ist. Mengenmäßig am stärksten findet sich Form B in IVc, in der Folge sinkt sie zahlenmäßig ab. Tiefpunkt ist wiederum in IIIb, was – wie schon bei Grundform A bemerkt – mit der Brandkatastrophe am Ende von IVa (Lehmziegelmauer) zusammenhängen muß. Es ist dies eine Beobachtung, die sich in allen graphischen Kurven bemerkbar macht. Während IIIa steigt die Verwendung wieder an, beginnt dann aber gegen II und I hin erneut abzusinken und auszulaufen (*Abb. 6*).

Grundform C (*Abb. 1,C*)

Grundform C vereinigt zwei Schüsselformen. C 1 weist noch eine kleine Randlippe auf, was der Schüssel einen gewissen Schwung verleiht. Sie steht entwicklungsgeschichtlich etwa in der Mitte zwischen Grundform B 2 und D 1. Demgegenüber ist das eigentliche Merkmal von C 2 ihre scheinbare Randlosigkeit bzw. das Fehlen jeglicher ausgeprägter Randlippenbildung. Der Rand ist weder ausgelegt noch eingebogen wie bei Grundform D, er schließt einfach gerade ab und rückt mit solcher Randkonstruktion in die unmittelbare Nähe von Schalenformen wie E 2.

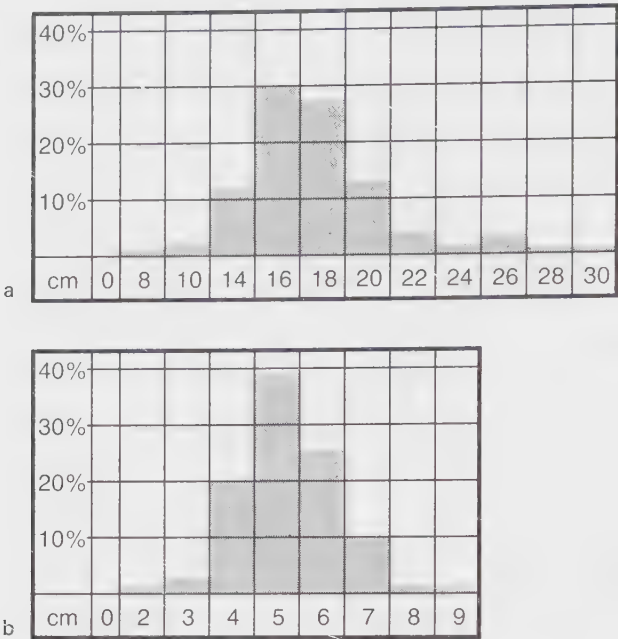


Abb. 5. Heuneburg. Schüssel-Grundform B. a Häufigkeitsverteilung des Mündungsdurchmessers in cm; b Häufigkeitsverteilung der Wandstärke in mm.

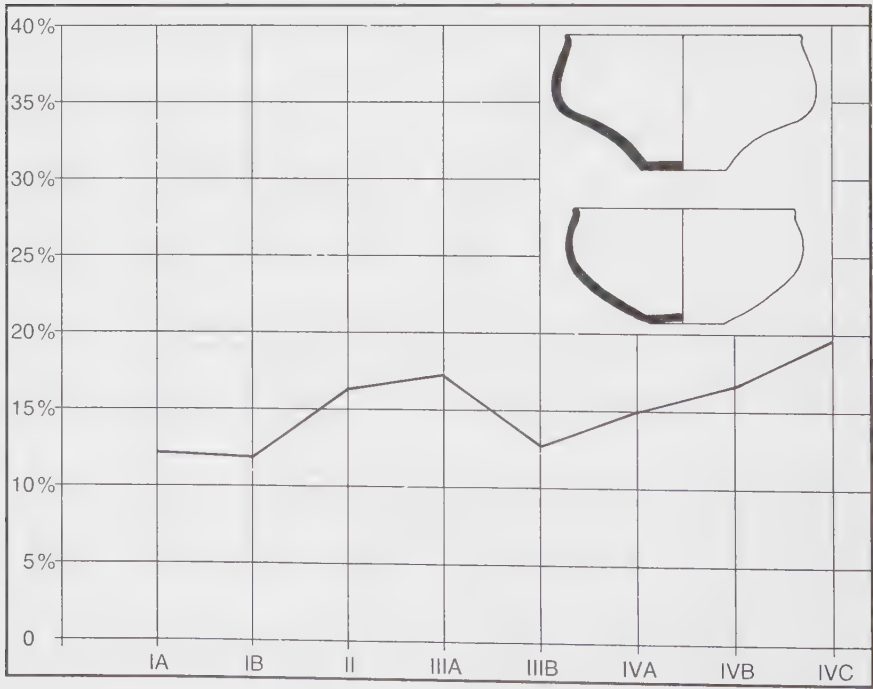


Abb. 6. Heuneburg. Prozentuale Vertretung der Schüssel-Grundform B in den einzelnen Burgperioden.

Der Durchmesser der beiden Schüsselformen von C schwankt zwischen 10 und 32 cm, wobei mehr als 50% zwischen 18 und 22 cm liegen (*Abb. 7, a*). Mit der gegenüber der Grundform A und B zu beobachtenden Raddurchmesservergrößerung nimmt auch die Wandstärke zu. Sie schwankt zwischen 2 und 10 mm; 70% liegen bei 5–6 mm, und weitere 15% erreichen Wandstärken von 7 mm (*Abb. 7, b*). Die genannte Vergrößerung zeigt sich besonders deutlich bei der Tonzusammensetzung. Nur verhältnismäßig wenige Exemplare sind aus feinsandigem Ton gefertigt, die große Masse ist deutlich gröber unter Einschluß von Sandkörnern, ja sogar kleinen Feldspat- und Quarzsteinchen von bis zu 2–3 mm Dicke. Neben regelmäßig geformten Stücken kommen auch einzelne nachlässig hergestellte Exemplare vor. Die Brandqualität ist hart, gelegentlich sogar klingend hart, die Farbwerte liegen zwischen braun, braungrau und grau, Brandflecken sind relativ häufig. Die Masse der Schüsseln von Form C ist unverziert. Gelegentlicher beidseitiger Graphitüberzug kommt vor, variiert um Rand- oder Radialstreifen. Plastische Verzierung wie Fingertupfen am Rand oder Wanddellen gehört zu den Ausnahmen.

Grundform C stellt mit 31,3% die stärkste Gruppe unseres Materials dar (*Abb. 4*). Es handelt sich ganz offenbar um die eigentliche Massenware, die sich deutlich gegenüber den feineren Gattungen der Formen A und B absetzt. Es ist verständlich, daß sich auch diese Schüsselformen in allen Burgperioden vorfinden. Ihre graphische Darstellung verläuft neben gewissen Schwankungen, unter denen diejenige von IIIb auch hier wieder deutlich in Erscheinung tritt, relativ gleichmäßig (*Abb. 8*).

Grundform D (*Abb. 1, D*)

Die Schüsseln mit eingebogenem Rand stellen eine echte Alternative zu den Schüsseln mit ausgelegtem Rand der Grundformen A und B, aber auch zu den Zwischenformen C dar. Diese schon zu Beginn der späten Hallstattzeit vorhandene, sich dann aber mit der Periode I der Heuneburg sehr stark steigende Schüsselform ist der eigentliche Vorläufer der kommenden Latèneschüsseln und Schalen, doch ist sehr zu beachten, daß die später so typische Randverdickung bei den meisten Hallstattschüsseln noch fehlt.

Der Durchmesser der Schüsseln der Grundform D schwankt zwischen 10 und 34 cm, das Mittel liegt zwischen 20 und 24 cm (*Abb. 9, a*). Die Wandstärke der untersuchten Schüsseln beträgt zwischen 3 und 10 mm, über 80% von ihnen bewegen sich zwischen 5 und 7 mm (*Abb. 9, b*). Was den Ton anbelangt, so sind üblicherweise relativ grobe Tonarten verwandt worden, was damit zusammenhängt, daß Schüsseln der Grundform D überwiegend zum gröberen Geschirr gehören und sich deutlich von der feineren Ware wie Form A und B absetzen. Dies schließt nicht aus, daß die Masse der Schüsseln D sorgfältig und regelmäßig geformt ist. Die Brennweise ist gut, die meisten der Schüsseln sind hart bis sehr hart gebrannt. Die Farbtöne schwanken um die Grundfarbe braun, doch kommen auch Grautöne vor. Verzierungen sind sehr selten, zu meist handelt es sich um Graphitierung, die Rand- und Radialstreifen im Innern einschließt.

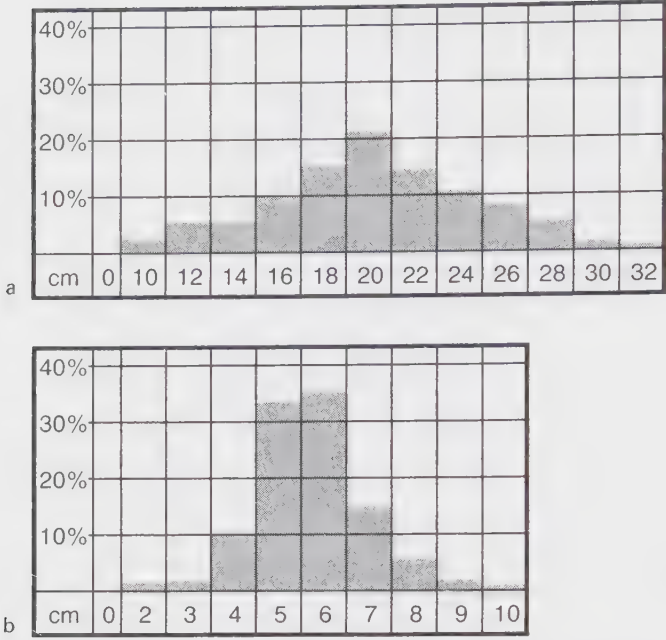


Abb. 7. Heuneburg. Schüssel-Grundform C. a Häufigkeitsverteilung des Mündungsdurchmessers in cm; a Häufigkeitsverteilung der Wandstärke in mm.

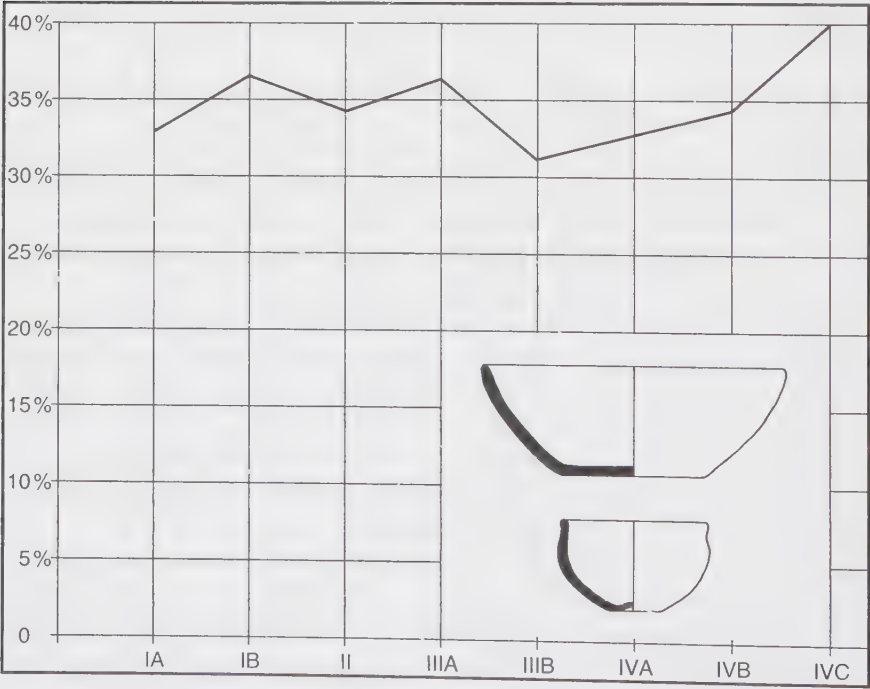


Abb. 8. Heuneburg. Prozentuale Vertretung der Schüssel-Grundform C in den einzelnen Burgperioden.

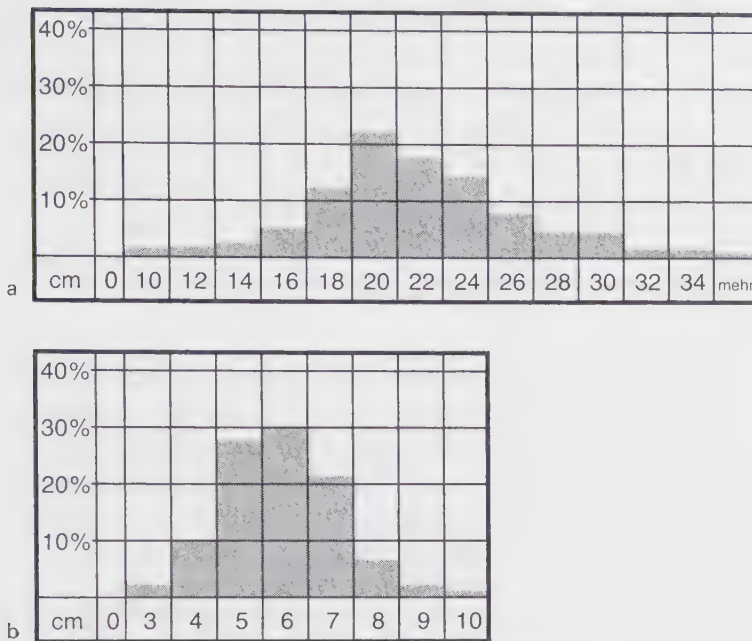


Abb. 9. Heuneburg. Schüssel-Grundform D. a Häufigkeitsverteilung des Mündungsdurchmessers in cm; b Häufigkeitsverteilung der Wandstärke in mm.



Abb. 10. Heuneburg. Prozentuale Vertretung der Schüssel-Grundform D in den einzelnen Burgperioden.

Mit einem Gesamtanteil von 25% ist die Schüsselgruppe D die zweitstärkste der Heuneburg (*Abb. 4*). Die Mengenkurve der Form D weist interessanterweise bei dem sonst üblichen „Tief“ bei IIIb eine nach oben weisende Schwankung auf, dann fällt die Kurve stark ab, beginnt aber sehr unvermittelt während der Schlußphase der Heuneburg (I) steil anzusteigen. Dies entspricht gut der kommenden Entwicklung, da in der Latènezeit gerade diese Schüsselform den Hauptanteil stellt (*Abb. 10*).

Schalen

Grundform E (*Abb. 1, E*)

Was hier unter Grundform E zusammengefaßt wird, hebt sich von den bisher behandelten Formen deutlich ab und wird deshalb unter dem Begriff „Schalen“ oder „Teller“ subsumiert. Hauptcharakteristikum der Grundform E ist ihre Flachheit, die sie deutlich von den tiefen, eben schüsselartigen Formen A–D unterscheidet. Es wäre durchaus denkbar, daß Form E tatsächlich vorzugsweise als Teller benutzt worden ist. Form E entwickelt zwei Hauptvarianten. E 1 weist in allen Größenordnungen immer ein leicht geschweiftes Profil auf, das eine gewisse Randauslegung zur Folge hat. E 2 hat dagegen gerade Wandungen ohne erkennbare Randbildung⁹. Grundform E schwankt in ihrem Durchmesser zwischen 10 und 32 cm, das Mittel liegt bei 14–22 cm (*Abb. 11, a*). Schalen der Grundform E sind meist dünnwandig und in ihrer Wandstärke durchwegs mit der Grundform A, teilweise auch B vergleichbar (*Abb. 11, b*). In Magerung, Tonzusammensetzung und Brennweise ähneln sie von Fall zu Fall den vier oben besprochenen Grundformen A–D.

Die Formengruppe E ist unter den hier behandelten Formen die zahlenmäßig weitaus schwächste. Ihr Anteil am Gesamtmaterial beträgt nur 8,8% (*Abb. 4*). Ihre Mengenkurve zeigt, daß die Form ihren zahlenmäßigen Höhepunkt offenbar in den älteren Burgperioden besitzt, dann aber gegen die jüngeren Perioden hin abflacht (*Abb. 12*).

Fuß- bzw. Bodenformen (*Abb. 13*)

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Schüsseln und Schalen ist so erhalten, daß eine durchgehende Profillinie vom Rand bis zum Boden gesichert ist. Die Masse des hier behandelten Materials besteht aus Rand- oder Bodenstücken, deren Zusammengehörigkeit nur in seltenen Fällen gewährleistet ist. Es erscheint unter diesen Umständen zweckmäßig, für die verschiedenen Fuß- und Bodenbildungen, soweit sie mit Sicherheit zu Schüsseln und Schalen gehören, gesonderte Bemerkungen anzufügen.

⁹ Randstücke der Grundform E 2 erinnern gelegentlich an die hier nicht behandelten Deckelschalen, wie sie etwa bei Kimmig in: Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975. Monogr. RGZM 1 (1975) 204 *Abb. 17* wiedergegeben sind. Typisch für diese Deckelschalen ist der üblicherweise gewellte oder gekerbte Rand, der sie deutlich von allen hier behandelten Schüsseln und Schalen unterscheidet, doch kommen auch glatte, T-förmig verdickte Ränder vor, die manchmal zu Verwechslungen Anlaß geben. Die Deckelschalen sollen, wie mir W. Kimmig mitteilte, in einer eigenen Arbeit zusammenfassend behandelt werden.

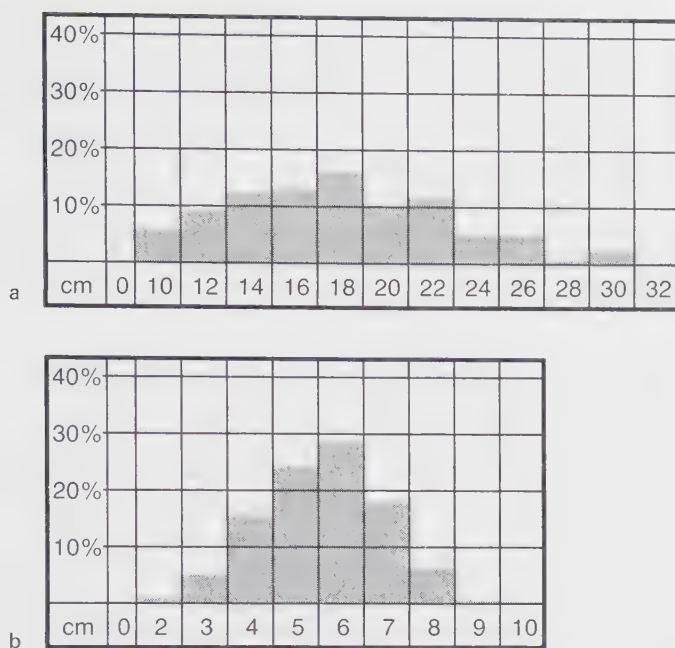


Abb. 11. Heuneburg. Schalen-Grundform E. a Häufigkeitsverteilung des Mündungsdurchmessers in cm; b Häufigkeitsverteilung der Wandstärke in mm.

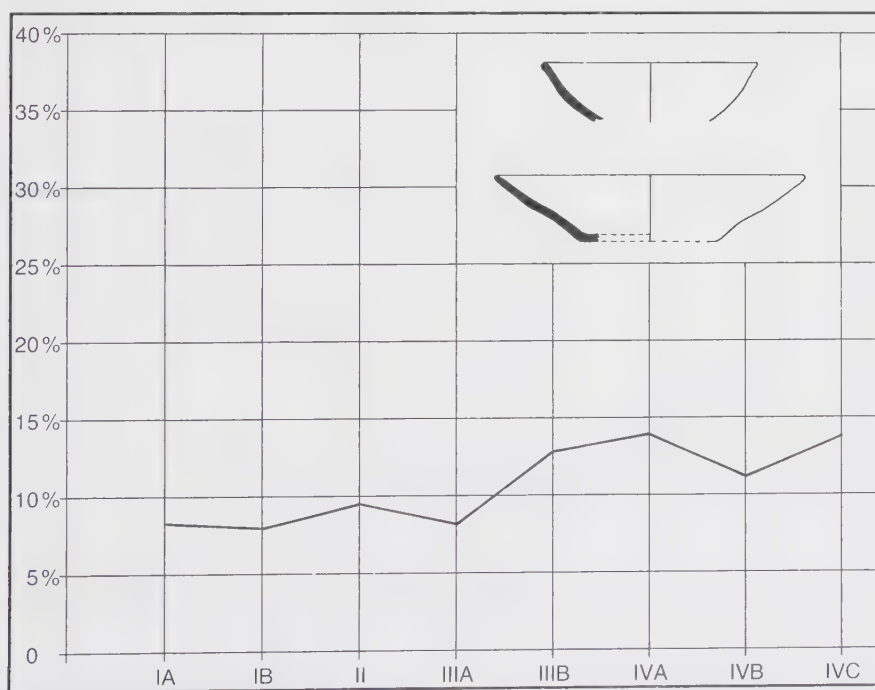


Abb. 12. Heuneburg. Prozentuale Vertretung der Schalen-Grundform E in den einzelnen Burgperioden.

1. Füße

Fußbildungen, wie sie bei unseren Schüsseln und Schalen zu beobachten sind, lassen sich als hohe, mittelhohe oder niedrige bzw. flach abgesetzte Formen klassifizieren (*Abb. 13,1–3*). Es ist nahezu sicher, daß hohe und mittelhohe Füße (*Abb. 13,1.2*) für sich gearbeitet wurden und dann sekundär dem betreffenden Gefäß angefügt worden sind. Dies läßt sich überall dort zeigen, wo die beiden Teile nicht exakt miteinander verbunden sind (*Taf. 45,1*). Die Bruchgefahr an der Anpaßstelle muß sehr groß gewesen sein, denn es fällt auf, daß Füße der beschriebenen Art in relativ großer Zahl isoliert gefunden werden.

Die Füße sind mehr oder weniger stark kegelartig, in wenigen Fällen zylindrisch, fast immer hohl und nach unten offen. Nur in einem Fall hat man als Bodenschluß eine Tonplatte zusätzlich eingesetzt (*Taf. 45,2*). Alle Füße sind handgefertigt und unterscheiden sich damit deutlich von den zumeist auf der Scheibe gedrehten, wesentlich härter gebrannten und auch in der Farbe viel dunkleren Füßen der zur Periode I der Heuneburg gehörigen gerieften Drehscheibenkeramik¹⁰. Hohlfüße der hier geschilderten Art haben zumeist helle Braun- und Grautöne, ihr Ton ist fein. Man wird die Hohlfüße überwiegend mit unserer Grundform A (*Abb. 1, A 1*) zu verbinden haben.

2. Böden

Die Böden der Schüsseln und Schalen sind flach oder gedellt (*Abb. 13, 4–7.10.11*). Dabei ist der Boden selbst mehr oder weniger kantig gegen die aufsteigende Wandung abgesetzt, doch kommen, vor allen bei omphaloid gedellten Böden, weicher abbiegende Übergänge vor (*Abb. 13,10.11*).

Der flache unprofilierte Boden, die gängigste Bodenart überhaupt, ist in allen Schichten vertreten. Aus der Masse der üblicherweise gleichmäßig gedellten Böden (*Abb. 13,4–6*) lassen sich die omphaloiden Böden ausgliedern, die häufig sehr kleine Dellenböden besitzen und meist weich geschwungen in die Wandung übergehen (*Abb. 13,10.11*). Diese Böden dürfen nicht mit echten Omphalos-Böden verwechselt werden (*Abb. 13,9a.9b*), die mit einem kreisrunden Gegenstand mechanisch in die Bodenplatte eingedrückt sind¹¹. Zu nennen sind ferner Böden mit deutlichem kleinem Standring (*Abb. 13,8a.8b*), die jedoch – gleich wie echte Omphalos-Schalen – zu den seltenen Erscheinungen in dem hier behandelten Fundkomplex gehören, dafür aber häufig in der gerieften Drehscheibenkeramik anzutreffen sind¹².

Es ist nicht überzeugend gelungen, Kumulationen bzw. bewußte Bevorzugungen einzelner Bodenformen innerhalb der einzelnen Burgperioden zu beobachten. Daß etwa der einfache Flachboden gleichmäßig alle Perioden überdauert hat, wurde schon hervorgehoben. Er entspricht in seinem Vorkommen proportional der prozentualen Verteilung aller Schüsseln und Schalen. Die anderen Bodenformen lassen vielleicht gewisse Massierungen in bestimmten

¹⁰ A. Lang, Geriefte Drehscheibenkeramik der Heuneburg 1950–1970. Heuneburgstudien III. Röm.-Germ. Forsch. 34 (1974) Taf. 5.

¹¹ Vgl. ebd. Taf. 11–13.

¹² Vgl. Anm. 10–11.

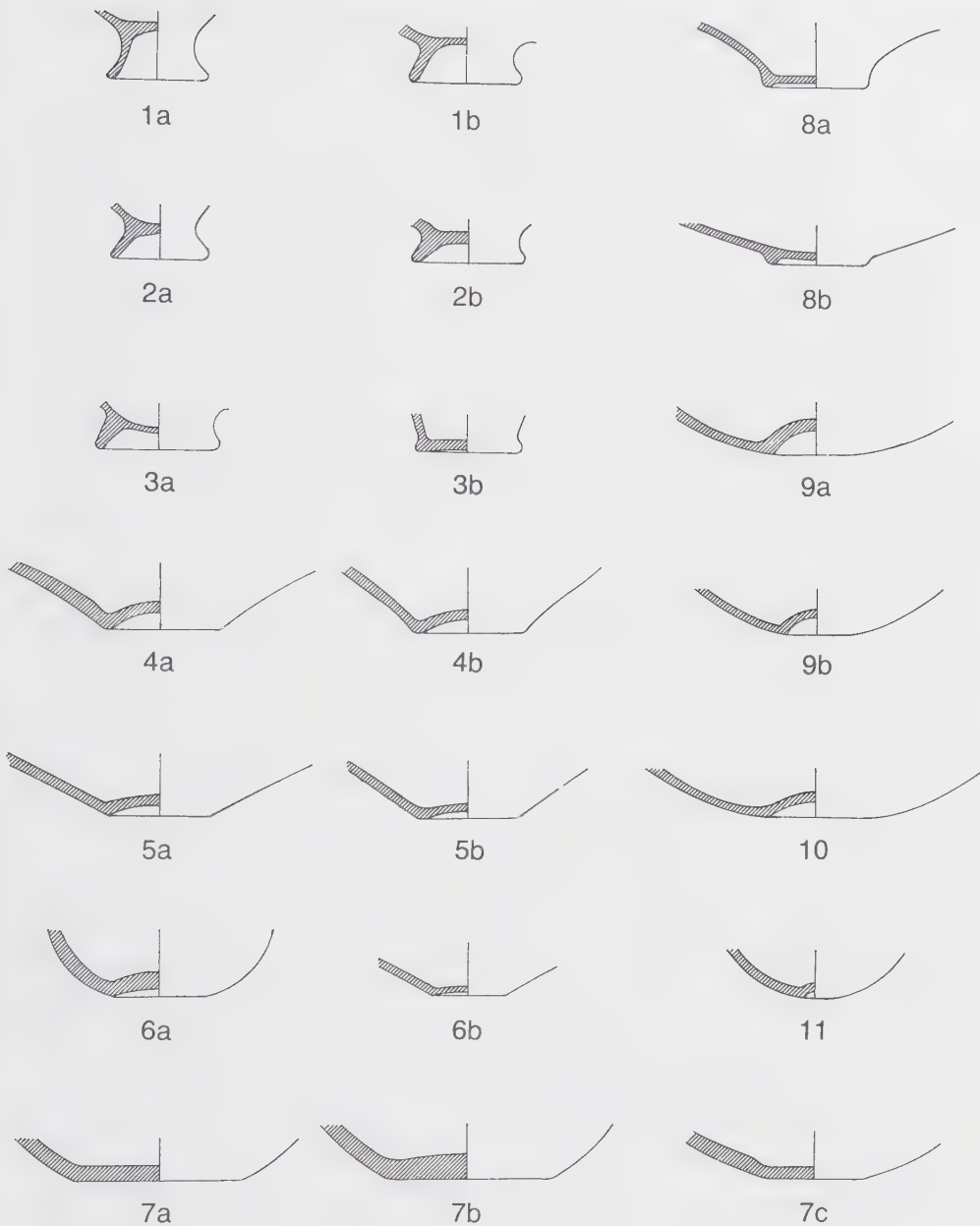


Abb. 13. Heuneburg. Schüsseln und Schalen; schematische Darstellung der Böden und Füße in ihrer Variationsbreite.

Burgperioden erkennen, doch ist für derartige Schlüsse die Fundzahl der hierfür in Frage kommenden Stücke zu gering. So könnte z. B. die Bodenart *Abb. 13,7c* erst etwa von Periode IIIa an in Gebrauch gekommen sein. Ähnlich liegt die Situation bei dem gedellten Boden mit deutlich geschwollener Wandungs-Innenseite (*Abb. 13,4a*). Auch diese Bildung scheint sich im wesentlichen auf die Burg-Perioden IIIa und b zu beschränken, doch kann es

sich bei all diesen Beobachtungen zunächst nur um Arbeitshypothesen handeln.

Der Ton

Das keramische Material der Schüsseln und Schalen der Heuneburg wirkt auf den ersten Blick recht einheitlich. Gleichwohl ergaben detaillierte Untersuchungen, bei denen der Ton auf seine Schlamm-Feinheit, ferner auf Verteilung, Größe und Art der Magerungspartikel hin untersucht wurde, daß auch die Tonmasse keineswegs einheitlich ist. Zwar entspricht die Schlamm- und Magerungsfinheit im allgemeinen der jeweiligen Gefäßart, doch besteht kein Zweifel, daß auch der verwandte Ton in mehrere Kategorien aufgeteilt werden kann¹³.

Nur ganz wenige Schüsseln und Schalen wurden aus einem sehr feinen, nahezu kornlosen Ton hergestellt. Die aus ihm gefertigten Gefäße sind zu meist sehr dünnwandig, ihre Wandstärke liegt bei 2–3 mm, ihr Durchmesser schwankt um 12 cm. Ihre Vertreter gehören unseren Grundformen A und B, nur ausnahmsweise C und D an.

Häufig benutzt wurde eine gleichfalls fein geschlammte Tonqualität, die jedoch mit vereinzelt, maximal 0,5 mm großen Sandkörnchen gemagert wurde. Die daraus hergestellten Gefäße sind ebenfalls dünnwandig bei einer Wandungsdicke von 3–5 mm. Die Oberfläche ist meist sehr gut geglättet und matt bis leicht glänzend poliert. Ihre Vertreter gehören wiederum vorwiegend den Grundformen A und B, aber auch C und E an. Bei dieser Tonart läßt sich beobachten, daß sie von der Periode III an gelegentlich mit etwas feinem Glimmer versetzt wurde. Es handelt sich um Schüsseln der Grundformen C und D, die manchmal einen leicht verdickten Rand aufweisen.

Der meist verwendete Ton (T 3) für Schüsseln und Schalen entspricht weitgehend dem letztgenannten, doch sind die Magerungskörnchen etwas gröber und liegen bei 1 bis maximal 2 mm. Auf eine Fläche von etwa 1 cm² entfallen ca. 30 Stück (*Taf. 45,4*). Die Wandungsdicken hierher gehöriger Gefäße liegen bei 4–5 mm; sie gehören zumeist zu den Grundformen A, B und E. Ihre Oberfläche ist normalerweise gut geglättet und matt poliert. Spuren von durch den Glättvorgang ausgerissenen Magerungskörnchen sind selten. Interessant ist der ständig sinkende Anteil dieser Tonqualität (vgl. *Abb. 14*).

Häufig verwendet wurde auch gröber geschlammter Ton, in welchem auf 1 cm² bis zu 15 Sandkörner gezählt werden konnten. Schüsseln und Schalen aus dieser Tonart besitzen eine Wandungsdicke von 5–7 mm. Auch ihre Oberfläche ist größtenteils gut geglättet und matt poliert, Spuren von beim Glättvorgang ausgerissenen Magerungspartikeln sind etwas häufiger. Mehrheitlich handelt es sich um die Grundformen C und D. In der Schalen Gruppe E sind die flachen, tellerartigen Formen oftmals aus dieser Tonart hergestellt.

¹³ Die nuancierte Gliederung von Magerungsart und -größe sowie Verfolgung der Wandstärke wird voraussichtlich ihren Wert erst beim Vergleich mit weiteren ebenbürtigen Fundstellen erweisen, wie z.B. Châtillon-sur-Glâne (H. Schwab, *Mittbl. Schweiz. Ges. Urgesch.* 25–26, 1976, 2ff.) oder Breisach (H. Zürn, *Germania* 35, 1957, 224ff.; Lang a.a.O. [Anm. 10] 20ff.).

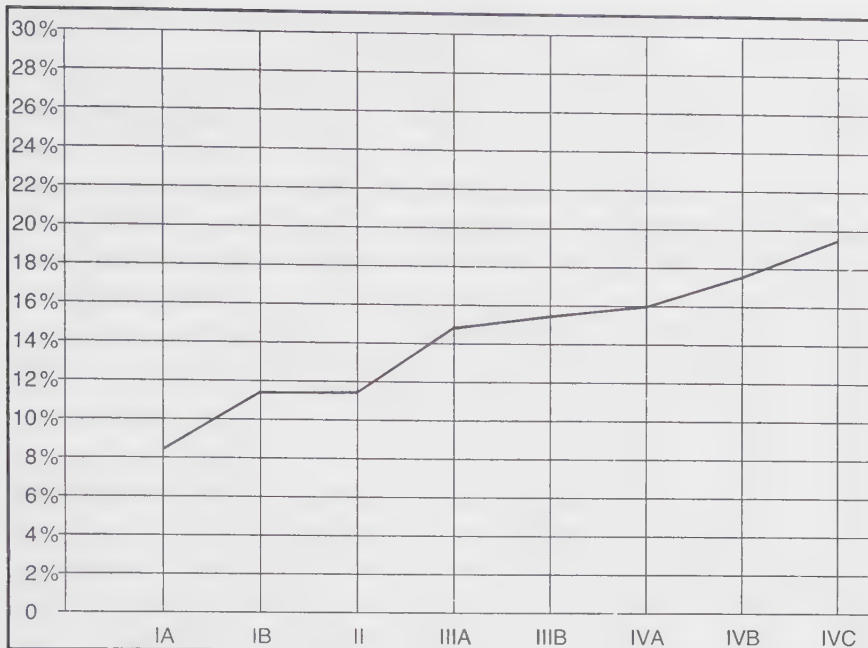


Abb. 14. Heuneburg. Die prozentuale Vertretung des meist gebrauchten Tones (T3) in den einzelnen Burgperioden.

Unter den gröber geschlammten Tonarten hat man zumeist den eben beschriebenen Ton verwandt. Allerdings ist dieser jetzt mehr mit Sandkörnern und vereinzelt auch mit Feldspat versetzt, die beide jedoch eine Korngröße von 3 mm nicht übersteigen. Schon in den ältesten Perioden der Heuneburg zeigt sich, daß diesem Ton gelegentlich auch schon Glimmer beigemischt worden ist. In den älteren Perioden sind es wenige und meist sehr feine Schuppen. Mit den jüngeren Perioden werden diese häufiger und gröber. Von der Form her weisen die aus diesem Ton gefertigten Gefäße keine Abweichungen auf. Sie gehören den schon genannten Grundformen an.

Es gibt noch eine weitere Tonart, die – in ihrer Schlammweise gleich – jedoch durch ihre kräftige Magerung von verhältnismäßig vielen Sandkörnern, Feldspatpartikeln von 3–5 mm Größe und auch gelegentlichen Glimmerschuppen auffällt. Die aus solchem Ton geformten Gefäße gehören mit einer Wandstärke von 6–8 mm zu den dickwandigsten. Ihre Oberfläche ist, obgleich überglättet, im allgemeinen uneben. Typisch für derartige Schalen ist ihr großer Durchmesser bei gleichzeitiger Flachheit. Manche Bruchstücke weisen 3–6 cm unter dem Rand einen deutlichen Wandknick auf, andere lassen einen solchen vermuten. Fast immer ist der Rand ornamental profiliert, meist in Form von Zopfmustern. Bei all diesen Stücken handelt es sich mit Sicherheit um Deckelschalen, deren Deckelgriffe, obwohl fast immer abgebrochen, in großen Mengen gefunden sind¹⁴. Ihr vergleichsweise grober Ton entspricht im allgemeinen demjenigen der gröberen Wirtschaftsware. Es gibt im übrigen

¹⁴ Vgl. dazu Anm. 9.

aus allen Schichten vereinzelt Schüsseln und Schalen, die durch ihre schlechte Qualität auffallen und die aus eben diesem Ton gemacht sind.

Hier müssen noch einige Bemerkungen zu dem feinsandigen Ton (T 9) angeschlossen werden, der zahllose feinste Sandkörnchen enthält, die alle unter 1 mm liegen (*Abb. 15; Taf. 45,5*). Dieser Ton erscheint in drei Varianten. In den ältesten Schichten der Burg ist er gewöhnlich braun bis rotbraun und so weich gebrannt, daß er beim Berühren bröckelt. Die Oberfläche der aus ihm gebrannten Schüsseln, die meist den Grundformen A–C angehören, ist trotz sorgfältiger Glättung rau und trägt meistens einen beidseitigen Graphitüberzug oder Graphitreste, die einen solchen vermuten lassen. Diese Schüsseln sind dünnwandig, zwischen 3–5 mm dick und relativ klein. Ihr größter Durchmesser liegt zwischen 12 und 16 cm.

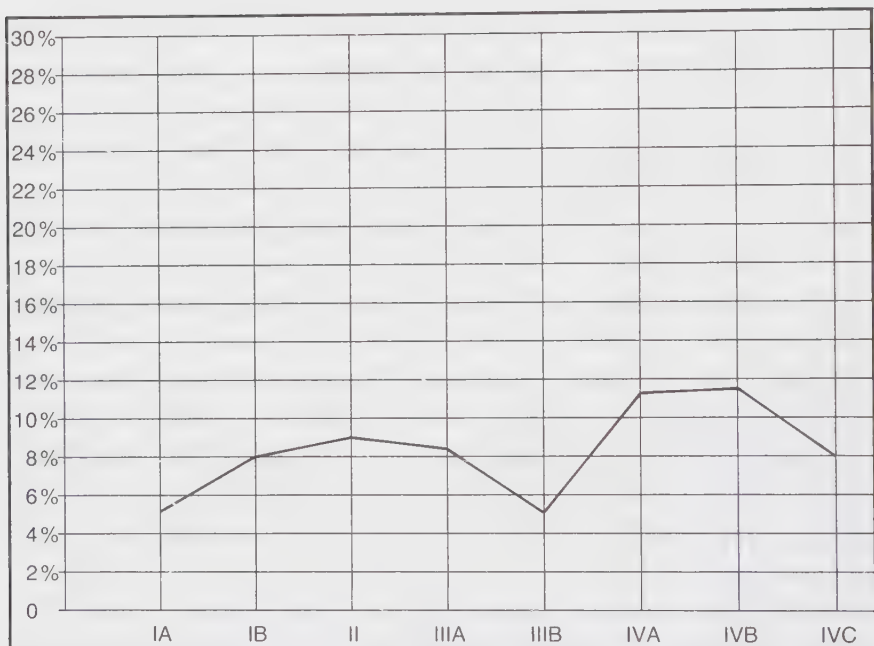


Abb. 15. Heuneburg. Die prozentuale Vertretung des sandigen Tones (T9) in den einzelnen Burgperioden.

Von der Periode III an ist ein anderer, ebenfalls feinsandiger, aber schwärzlich gebrannter Ton in Gebrauch. Die nun weißen Sandkörnchen von nicht mehr als 1 mm Korngröße sind gleichmäßig in der Tonmasse verteilt, so daß diese schwarz-weiß gesprenkelt aussieht. Diese Tonart ist, im Gegensatz zu früher, hart, manchmal klingend hart gebrannt. Die Oberfläche der aus diesem Ton gebrannten Schüsseln, die meist den Grundformen A und C angehören, ist sehr gut geglättet, meist leicht glänzend poliert. Dünner Schlicküberzug ist wohl anzunehmen. Auch diese Schüsseln sind dünnwandig, die Wandstärke beträgt 3–4 mm, ihr Durchmesser liegt zwischen 16 und 18 cm.

Die dritte Variante des feinsandigen Tones ist nur bei wenigen Schüsseln der Grundform D zu beobachten. Die Tonstruktur, gelegentlich versetzt mit kleinen Glimmerschuppen, erinnert schon an diejenige späterer latènezeitlicher Ware. Schüsseln mit solcher Tonart sind frühestens in der Periode II anzutreffen.

Neben diesen Ton- und Magerungsarten wurde zusätzlich in elf Fällen eine Beimischung von Bohnerz beobachtet. In zwei Fällen entspricht dabei der Ton dem feinsandigen der älteren Schichten. In weiteren zwei Fällen handelt es sich um einen feingeschlämmten Ton mit etwa 30 Sandkörnern unter 1 mm auf 1 cm². In den übrigen sieben Fällen wurde der übliche, gröber geschlammte Ton verwendet, der außerdem Sandkörnern und Feldspatpartikel enthält. Von diesen elf Bohnerztonfunden sind nur zwei verlässlich zu stratifizieren. Sie gehören zu Schicht IV a/2 und IV b/3 der zuletzt von E. Gersbach gegebenen Stratigraphie¹⁵. Alle anderen Belege stammen aus nicht stratifizierbaren Komplexen, doch läßt die typologische Zugehörigkeit der Funde vermuten, daß Bohnerz-Magerung vor allem in den frühen Perioden der Burg verwendet wurde. Ob im übrigen Bohnerz mehr oder weniger unabsichtlich als Magerungsmittel in den Ton geriet oder ob es bewußt zu diesem Zweck gesucht wurde, ist noch nicht geklärt. Die erste Annahme ist wohl die wirklichkeitsnähere, schließt freilich die zweite nicht aus¹⁶. Wichtiger scheint in diesem Zusammenhang das stratigraphische Vorkommen der Bohnerzmagerung, das sich offenbar auch bei der Wirtschaftsware der Heuneburg vorzugsweise auf die Perioden IV c–IV a beschränkt¹⁷.

Graphit und Graphitverzierung

Graphit ist in der keramischen Produktion der Heuneburg in beträchtlichem Ausmaß verwendet worden¹⁸. Vorzugsweise ist es natürlich die Feinkeramik, die sich der Graphitverzierung bedient, doch gibt es Beispiele von größerer Wirtschaftsware, bei der Graphitierung Verwendung fand¹⁹. Weit überwiegend handelt es sich dabei um verdünnte Graphitmasse, die flächig

¹⁵ Zuletzt wiedergegeben bei Kimmig a.a.O. (Anm. 9) 194 Abb. 2.

¹⁶ Dazu Gersbach, *Germania* 54, 1976, 40 Anm. 69.

¹⁷ Freundliche Auskünfte verdanke ich dem Bearbeiter der Wirtschaftsware der Heuneburg, Herrn Horst P. Beck (Tübingen).

¹⁸ Zu Graphit generell Ebert IV 2 (1926) 499. – Graphit als bewußte Tonbeimischung wurde schon seit dem Neolithikum gebraucht, wobei die jeweiligen Fundstellen nicht unbedingt an die Graphitlagerstätten gebunden sind, dazu R. Tichý, *Arch. Rozhledy* 8, 1956, 3ff.; *Památky Arch.* 52, 1961, 76ff. mit Anm. 12; 12a. Obwohl Graphit als Beimischung bis ins Mittelalter verfolgt werden kann, hat diese Form der Magerung mit Ausnahme vorab der späten Latènezeit nur mehr Seltenheitswert gehabt. Dazu I. Kappel, *Die Graphittonkeramik von Manching. Ausgrabungen in Manching* 2 (1969) 18ff. – R. Dehn, *Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. i. Baden-Württemberg* 1 (1972) 25; – O. Paret, *Sudeta* 5, 1929, 30ff. – L. Horáková-Jansová, *Památky Arch.* 46, 1955, 134ff. – Graphitton im Mittelalter etwa Č. Staňa, *Památky Arch.* 51, 1960, 240ff. 291.

¹⁹ Vgl. die einschlägigen Kapitel bei Dämmer a.a.O. (Anm. 5).

aufgetragen oder in Streifen aufgemalt wurde²⁰, doch kommt auch echte Graphittonkeramik in einigen Beispielen vor²¹.

Flächiger Graphitauftrag bzw. Graphitbemalung kommt sporadisch schon in der jüngeren Steinzeit vor. So wird etwa Graphitbemalung schon in der Linearbandkeramik erwähnt²². Allerdings wären diese Beobachtungen modern zu überprüfen, da keineswegs klar ist, ob es sich um flächigen Überzug oder um Graphitmalerei im echten Sinne handelt.

Einen ersten Höhepunkt erleben Graphitüberzug und Graphitbemalung erst während der jüngeren Urnenfelderzeit (Hallstatt B im Sinne P. Reineckes und H. Müller-Karpes)²³.

Von der jüngeren Urnenfelderzeit an setzt sich die Übung der Graphitmalerei geradlinig in die Hallstattzeit fort. Dabei ist es in unserem Zusammenhang unwesentlich, daß Graphitmalerei und Graphitauftrag sowohl im Bereich der ritz- und kerbschnitt-verzierenden Alb-Hegau-Kultur wie im Bereich der rein malenden hallstattzeitlichen Rheintalgruppen geübt wird. In jedem Fall ist dabei die Musterkarte außerordentlich vielseitig²⁴.

²⁰ W. Noll hat sich neuerdings mit den brenntechnischen Vorgängen an graphitverzierter Keramik von der Heuneburg befaßt, wobei er zeigen konnte, „daß die Graphitschicht vor dem Brand auf den Tonkörper aufgebracht worden sein muß und den keramischen Brennprozeß mitgemacht hat“. Dazu Noll, *Hallstattzeitliche Keramik von der Heuneburg a.d. oberen Donau. Archäologie und Naturwissenschaften* 1 (1977) 15ff. – Wie weit auch andere Verfahren zur Gewinnung graphitartigen Aussehens angewandt wurden, etwa mit der Absicht, damit den sicher mühsamen Import von den bayrisch-böhmischen Graphitlagerstätten zu vermeiden, soll hier nur angedeutet werden. Vgl. dazu etwa H.-J. Schwing, *Berliner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 6, 1966, 179ff.; Fr. Makyta, *Sborník Česk. Spol. Arch.* 4, 1970–1971, 97ff. G. Duma, *Acta Ethnogr. Acad. Scient. Hung.* 12, 1963, 368ff. – Insgesamt kann kaum ein Zweifel bestehen, daß es sich bei dem hier besprochenen Material von der Heuneburg um Keramik mit echtem Graphit-Auftrag handelt.

²¹ Erwähnt bei Kappel a.a.O. (Anm. 18) 198. Der Bestand hat sich seit 1969 beträchtlich vermehrt (frdl. Mitteilung W. Kimmig).

²² Vgl. Anm. 18. Ferner J. A. Jíra, *Mannus* 3, 1911, 230; Pravěk 6, 1910, 82. – L. Šnajdr, *Pravěk* 6, 1910, 29ff. – F. Vildomec, *Z dávných věků* 12, 1949, 7.

²³ Mit dem Problem der Graphitierung in der Urnenfelderzeit hat sich als erster wohl G. Kraft auseinandergesetzt: *Anz. Schweiz. Altde.* 29, 1927, 73ff. Kraft hat auch schon gesehen, daß Graphit bei Anfeuchtung oder bei trockenem Bürsten silbrig glänzt, während Ruß oder Schmauchung stumpf bleibt. – Gute Beispiele urnenfelderzeitlicher Graphitbemalung bei Kimmig, *Die Urnenfelderkultur in Baden, untersucht auf Grund der Gräberfunde. Röm.-Germ. Forsch.* 14 (1940) 38f.; Farbt. A (Ihringen-Gündlingen). – Ossingen, Kt. Zürich: U. Ruoff in: *Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz IV. Die Eisenzeit* (1974) Abb. 5. H. Müller-Karpe, *Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen. Röm.-Germ. Forsch.* 22 (1959); ders., *Münchener Urnenfelder. Kat. Prähist. Staatsslg.* 1 (1957); R. Dehn a.a.O. (Anm. 18).

²⁴ Allgemein für die Hallstattzeit: Chr. Peschek, *Bemalte Keramik vor 2500 Jahren* (1944). – J. Keller, *Die Alb-Hegaukeramik der älteren Eisenzeit. Tüb. Forsch. z. Arch. u. Kunstgesch.* 18 (1939). – *Farbige Wiedergabe einer graphitbemahten und ritzverzierten Tonschüssel auf rotem Grund von Münsingen „Sternberg“ bei W. Torbrügge, Europäische Vorzeit* (1968) 104. – Beispiele für die graphitbemalende Rheintalgruppe: K. Woelcke, *Germania* 20, 1936, 89ff.; Taf. 18; 19 (Frankfurt-Schwanheim). – W. Dehn, *Katalog Kreuznach. Kat. West- u. Süddt. Altsg.* 7 (1941) 73 Karte; 76f. Abb. 43; 44 (Traisen). – Bad. Fundber. 17, 1941–1947, 298f.; Taf. 72 (Freiburg-St. Georgen). – Ebd. 300f.; Taf. 73 (Grenzach, Kr. Lörrach). – A. Schumacher, *Die Hallstattzeit im südlichen Hessen. Bonner H. z. Vorgesch.* 6 (1974). – F. Berg, *Das Flach-*

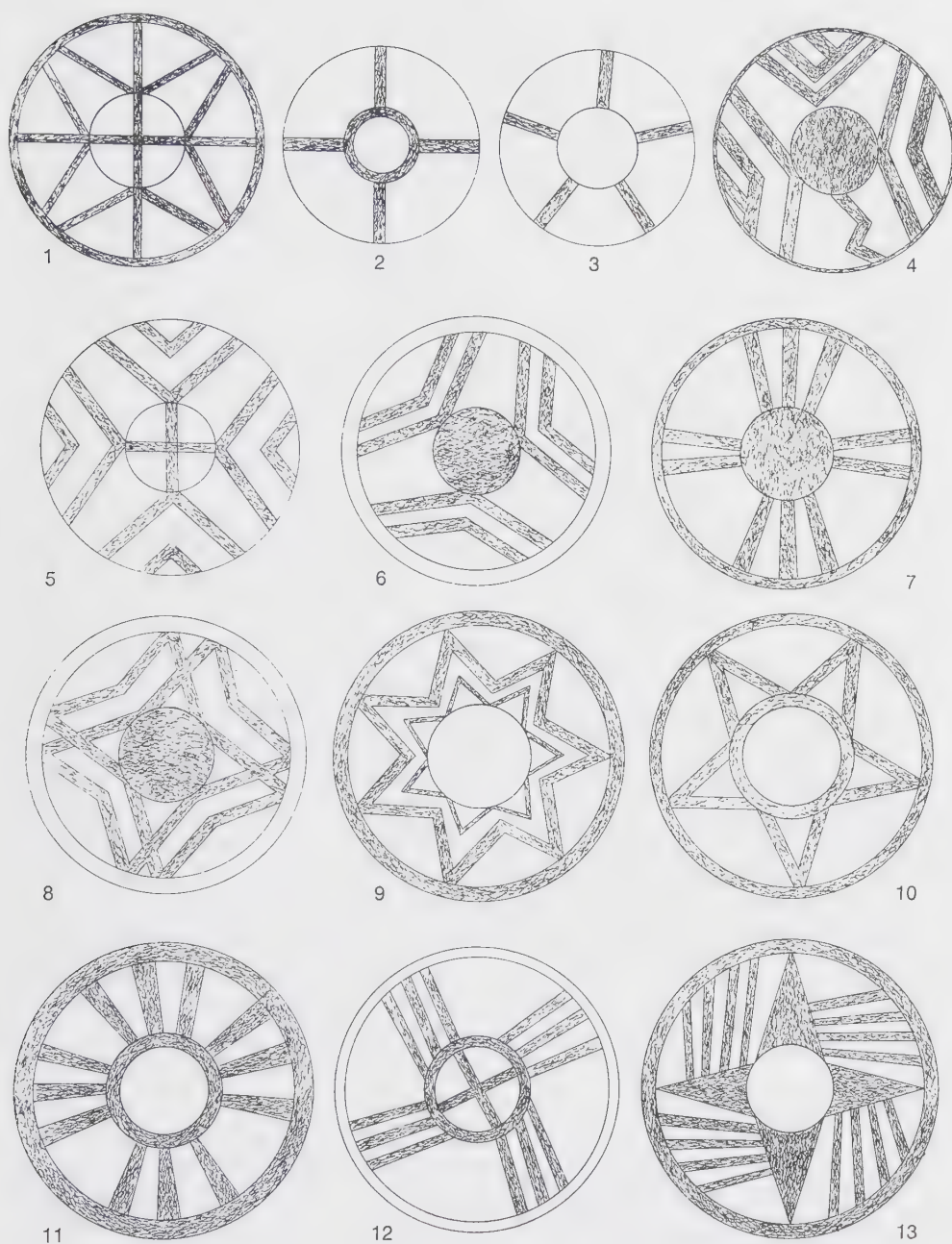


Abb. 16. Graphitverzierungen auf der Innenseite von Schüsseln mit eingezogenem Rand. 1–3.5–8 Těšetice; 4.12 Vedrovice; 9.10 Brno-Židenice; 11.13 Moravský Krumlov (nach V. Podborský in: Symposium zu Problemen der jüngeren Hallstattzeit in Mitteleuropa [1974] 395 Abb. 9).

M. 1:5.

Die Graphitmalerei erlebt fraglos während der mittleren und späten Hallstattzeit ihre höchste Blüte. Jetzt werden mehr und mehr auch Schüsseln und Schalen in diese Technik einbezogen, deren Innenseite natürlich besonderen Anreiz für Zierkompositionen aller Art bot. Grundprinzip ist dabei die sternförmig-radiale Anordnung der aufgemalten Muster (*Abb. 16*), die – da ohne Vorzeichnung begonnen – vielfach unsymmetrisch und flüchtig wirken.

Was die Heuneburg im besonderen anbelangt, so muß vorausgeschickt werden, daß diese relativ weit von den Graphit-Rohlagerstätten in Bayern und Böhmen entfernt liegt, doch besteht nach den bisherigen Untersuchungen kaum ein Zweifel, daß die hier gefertigten Gefäße echte Graphitverzierung aufweisen²⁵. In unserem Zusammenhang soll nur auf die Graphitverzierung von Schüsseln und Schalen eingegangen werden²⁶. Von diesen sind ganze 12% flächig graphitiert oder mit einem mehr oder weniger gut erkennbaren Graphitmuster versehen. Angesichts des überwiegend fragmentarischen Charakters des Materials ließ sich dabei nicht immer sicher feststellen, ob es sich um Reste eines Totalüberzugs, einer nur bis zum Umbruch gehenden Graphitierungszone oder sogar nur um die Reste von Randstreifen gehandelt hat²⁷. Wie die graphische Darstellung zeigt (*Abb. 17*), liegt der Höhepunkt der Graphitverzierung eindeutig in der Zeit der großen Lehmziegelmauer (Periode IVb–a). Danach ist ein deutlicher Rückgang zu bemerken, der unmittelbar nach der Zerstörung der Burg in der Periode IVa mit der einsetzenden Phase IIIb einen Tiefstand erreicht. Es ist der gleiche Tiefstand, der auch sonst schon mehrfach zu beobachten war. In der Folge steigt die Graphitverzierung mit IIIa wieder an, fällt dann aber gegen die jüngeren Perioden II und I hin immer stärker ab.

Die Graphitverzierung der Schüsseln und Schalen der Heuneburg (*Taf. 45, 3; 46*) ist im Vergleich zu den vielfältigen reichen Zierkompositionen vorab des östlichen Mitteleuropas (*Abb. 16*) verhältnismäßig einfach. Es sind im Grunde sechs Zierprinzipien, die immer wieder miteinander kombiniert worden sind. Dabei ist sorgfältig nach Außen- und Innenverzierung zu unterscheiden. Die Außenzier kennt normalerweise totalen Graphitüberzug, Graphitierung bis zum Schulterumbruch oder beschränkt sich auf einen verschieden breiten Randstreifen. Demgegenüber praktiziert die Innenzier nur selten den Totalüberzug, üblich ist vielmehr ein Randstreifen, der mit den verschiedenartigsten Radialstreifenverzierungen kombiniert wird.

gräberfeld der Hallstattkultur von Maierisch. Veröffentl. Österr. Arbeitsgem. Ur- u. Frühgesch. 4 (1962). – G. Kossack, Südbayern während der Hallstattzeit. Röm.-Germ. Forsch. 24 (1959); ders., Gräberfelder der Hallstattzeit an Main und Fränkischer Saale. Materialh. Bayer. Vorgesch. 24 (1970). – H.-E. Nellissen, Hallstattzeitliche Funde aus Nordbaden (1975). – W. Torbrügge, Die Hallstattzeit im südlichen Hessen (1972).

²⁵ Vgl. Anm. 20–21.

²⁶ Wie mir W. Kimmig mitteilt, ist eine zusammenhängende Darstellung graphitierter Keramik von der Heuneburg geplant. – Für graphitverzierte Großgefäße der Heuneburg vgl. man Dämmer a.a.O. (Anm. 5).

²⁷ Beim Totalüberzug wird man sich vorstellen dürfen, daß das Gefäß vor dem Brand in einen dünnen Graphitschlacker getunkt worden ist. Pinsel-Bemalung dürfte in diesem Fall wohl kaum in Frage kommen.

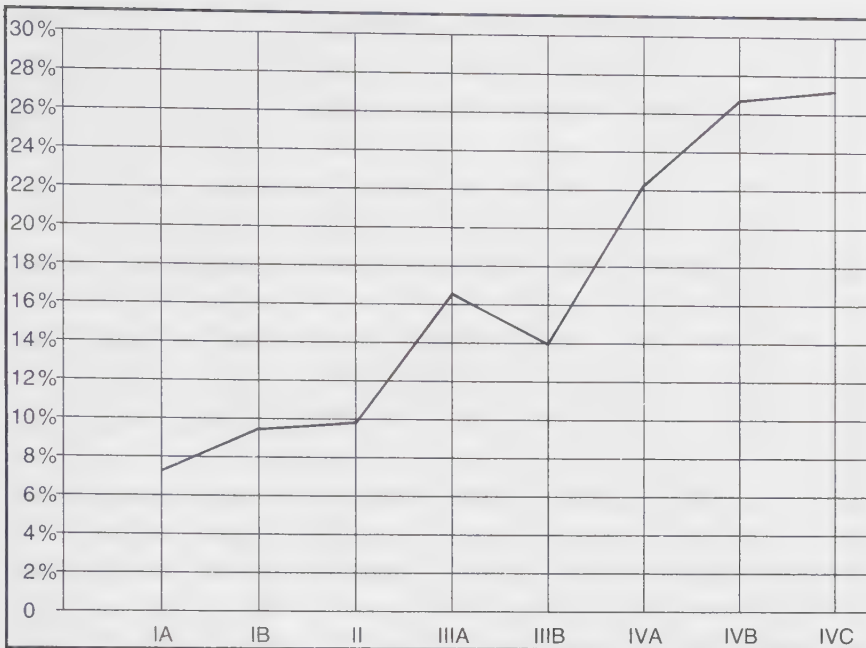


Abb. 17. Heuneburg. Die prozentuale Vertretung der Graphitverzierung in den einzelnen Burgperioden.

Besonders aussagekräftig ist innerhalb der Graphitverzierung der beidseitige Graphitüberzug. Seine Zustandslinie (Abb. 18) zeigt noch überzeugender als jene der gesamten Graphitverzierung (Abb. 17), daß er sich nur in den ältesten Burgperioden IVc–IIIb größter Beliebtheit erfreute und nach dem Zusammenbruch in Periode IIIb keine wesentliche Rolle mehr spielte. Diese Beobachtung ist um so interessanter, als sie auch anderweitig Bestätigung findet. Auf der Burg selbst sind – wie schon mehrmals erwähnt – in den älteren Perioden starke Ha C-Traditionen zu beobachten, zu denen sicher auch der beidseitige Graphitüberzug zu rechnen ist. Daß er mit dem Auftritt der neuen Elemente ab Periode IIIa–II keinen neuen Aufschwung findet, erscheint begreiflich. Vergleicht man dieses Erscheinungsbild mit demjenigen anderer Fundstellen, so bietet sich ein ähnliches Bild an. Obwohl die Graphitmalerei in Gestalt der Rand- und Radialstreifen sowie Winkelbänder noch mit ausgesprochen latènezeitlichem Material zusammen gefunden wird, ist der Graphitüberzug so gut wie verschwunden.

Einige der Graphitverzierungen seien in der Folge kurz beschrieben: Häufig ist ein äußerer flächenbedeckender Graphitüberzug mit einem inneren Graphitrandstreifen kombiniert. Von diesem aus werden in der Regel Radialstreifen ausgegangen sein, doch läßt sich dies der genannten fragmentarischen Erhaltung wegen nur schwer beweisen. Stärker im Material vertreten ist die Kombination von beidseitigen, unterschiedlich breiten Randstreifen. Auch bei diesen Stücken ist mit inneren Radialstreifen zu rechnen. Sehr selten sind äußere Randstreifen kombiniert mit einem inneren, flächendeckenden Graphitüberzug, weiter ineinandergeschachtelte Winkelbänder oder Dreiecke.

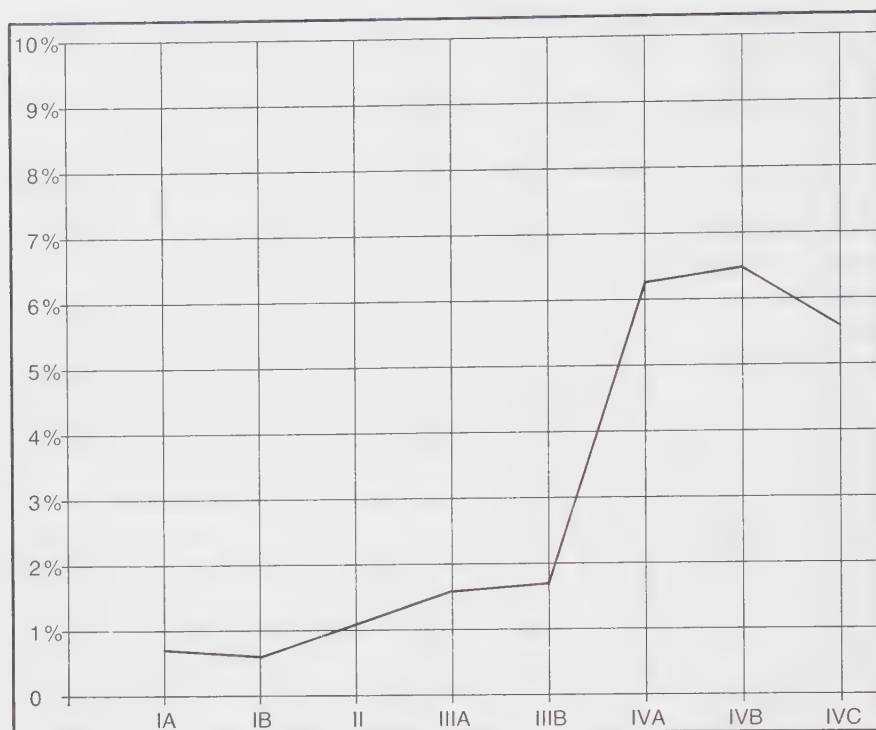


Abb. 18. Heuneburg. Die prozentuale Vertretung des beidseitigen Graphitüberzugs in den einzelnen Burgperioden.

Wo diese bisher nur vereinzelt Stücke stratigraphisch einzuordnen sind, ist nicht mit Sicherheit zu sagen.

Aus dieser Normal-Musterkarte fallen zwei Schüsseln mit bisher singulären Zierkombinationen heraus. Bei der Schüssel unserer Grundform D (*Taf. 46,1*) ist ein schlichtes, zwischen Innenrand und Boden gespanntes Kreuzmotiv durch vier zusätzliche Halbbögen bereichert, die vom Rand bis fast zum gleichfalls graphitierten Boden herabhängen. – Bei der erst 1976 zum Vorschein gekommenen Schüssel der Grundform A (*Taf. 46,2*) handelt es sich um eine Fußschüssel mit breiter Außen- und schmaler Innenrand-Graphitierung. Im Innern ist interessanterweise nur der Bodenteil mit einem flüchtig angelegten Sternmotiv verziert, das wieder einmal deutlich macht, daß man unbekümmert die Streifen ohne jede Vorzeichnung gezogen hat. Diese beiden Stücke zusammen mit einigen nur fragmentarisch erhaltenen, graphitbemaalten Scherben deuten an, daß die bisher auf der Heuneburg beobachtete Ziermusterkarte doch wesentlich vielfältiger gewesen sein muß.

Insgesamt fügt sich die graphitbemaalte Keramik der Heuneburg gut in einen Großkreis derartiger Zierweisen ein, der von Böhmen-Mähren und Niederösterreich über die Oberpfalz vermutlich bis zum Rhein reicht. Dieser Großkreis ist sicherlich chronologisch und auch regional unterteilbar, wobei überall die jüngere Urnenfelderkultur an seiner Basis stehen dürfte²⁸. Im

²⁸ Für die rheinische Hallstatt-Graphitmalerei vgl. Anm. 24.

südlichen Böhmen bildet die Horákov-Kultur ein Zentrum²⁹, ein weiteres liegt in der Oberpfalz³⁰. Dabei ist unübersehbar, daß der weitaus vielfältigste Ziermusterbestand im Osten liegt, während er gegen Westen zu deutlich einfacher und phantasieärmer wird.

Zur Frage der Imitation griechisch-attischer Schalen

Es gibt in dem großen Bestand der Schalen und Schüsseln von der Heuneburg einige wenige Randfragmente, die nur als Nachahmungen attisch-griechischer Kleinmeisterschalen angesehen werden können³¹. Daß es sich dabei mit Sicherheit um am Ort gefertigte Imitationen handelt, geht schon aus der lokalen Tonstruktur und dem ungrischen Überzug (Slip) hervor. Gleichwohl ist die Qualität dieser Schalenfragmente vorzüglich, so daß selbst Vasenkenner zunächst unsicher wurden (*Taf. 45,6.7; Abb. 19,1.2*). Stratigraphisch gehören die Fragmente von der Heuneburg in die Schichten Ib und Ia, also in die Schlußphasen der Hallstattburg; es ist im übrigen das gleiche Schichtpaket, aus dem auch die Masse der attisch-griechischen Importkeramik stammt.

Als Vorbilder für Heuneburg-Fragmente kommen Kleinmeisterschalen in Betracht, die frühestens um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. hergestellt worden sind³². Man wird dabei voraussetzen dürfen, daß Kleinmeisterschalen mindestens seit der Periode Ib, eher schon II, auf der Heuneburg bekannt gewesen sein müssen, wenn man sie hier imitieren wollte. In absoluten Zahlen ausgedrückt würde dies bedeuten, daß die Periode II der Heuneburg in die Mitte bzw. in die 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts gesetzt werden müßte, und zwar auch dann, wenn man gewisse zeitliche Verzögerungen beim Import-Vorgang selbst in Rechnung stellt³³.

Neben diesen beiden, qualitativ hervorragend gearbeiteten Stücken, die den Töpfermeistern der Heuneburg das beste Zeugnis ausstellen, müssen noch zwei weitere Schalenfragmente erwähnt werden, die gleichfalls sehr stark an griechische Vorbilder erinnern (*Abb. 19,3.4*). Durch die besondere Graphitverzierung, welche derjenigen an den oben erwähnten Fragmenten gleicht, wird dieser Eindruck noch unterstrichen. Wenn nicht alles täuscht, handelt es sich hier – trotz der ungelungenen Ausführung – ebenfalls um Nachahmungen

²⁹ Zu Horákov vgl. man J. Filip, Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- u. Frühgeschichte Europas 1 (1966) 502 s. v. Horákov. – Rascher Überblick über die Entwicklung der Hallstatt-Kultur in Böhmen ebd. 2 (1969) 1511f.; V. Podborský, Sborník Fil. Fak. Univ. Brno E 15, 1970, 5ff. Verbreitungskarte.

³⁰ Torbrügge, Die Hallstattzeit in der Oberpfalz. Materialh. Bayer. Vorgesch. 20 (1965).

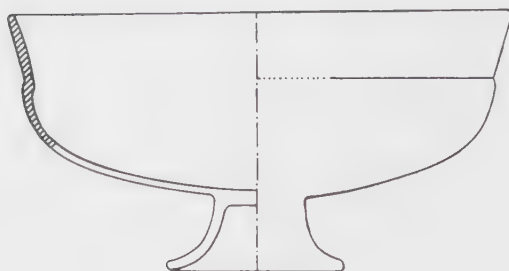
³¹ Rascher Überblick mit weiterführender Literatur bei M. Hirmer u. P. E. Arias, A History of Greek Vase Painting. Engl. Ausg., übers. u. eingel. von B. B. Shefton (1962) 293ff.

³² Etwa J. Boardmann u. J. Hayes, Excavations at Tocra 1963–1965. The Archaic Deposits I (1966), bes. 111ff. – J. de la Genière, Recherches sur l'âge du fer en Italie méridionale. Sala Consilina. Bibl. Inst. Franc. Naples Ser. 2, 1 (1968).

³³ Für freundliche und weiterreichende Hinweise in diesem Zusammenhang sei hier Prof. Dr. H. Bloesch und Prof. Dr. H. Isler, Zürich, herzlich gedankt.



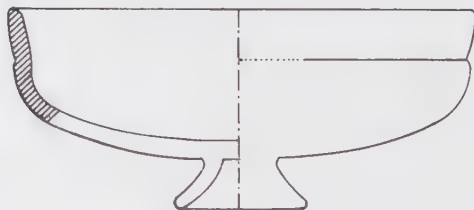
1



2



3



4

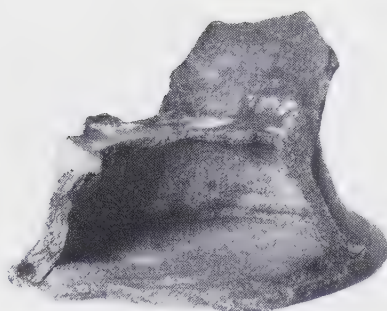
Abb. 19. Heuneburg. Nachahmungen griechischer Importkeramik. Rekonstruktionsversuch.

griechischer Importkeramik, die jedoch schon in die Periode IIIa und II gehören. Stimmt diese Annahme, dann muß auch die Kenntnis der griechischen Vorbilder in dieser und vielleicht schon vorangehender Zeit vorausgesetzt werden. In dem Falle würden diese Fragmente einen gewissen Brückenschlag zu den ganz wenigen, schon während der Periode IV angetroffenen attisch-griechischen Vasenscherben bilden³⁴.

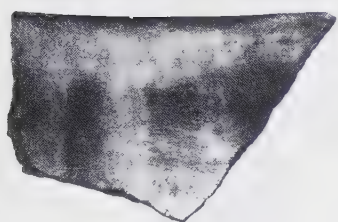
³⁴ Was schon im Schlußkapitel meiner bisher ungedruckten Dissertation (siehe Anm. 1) genügend ausgeführt wurde. Zum Thema vgl. jetzt auch Dämmer a.a.O. (Anm. 8) 46f.



1



2



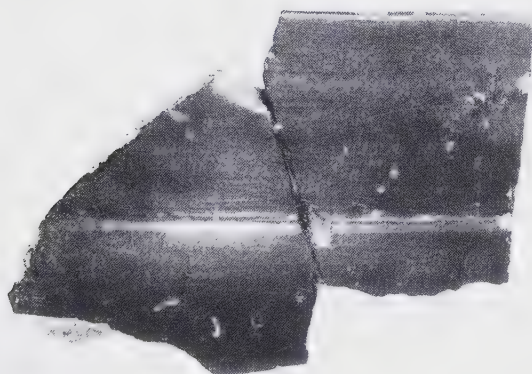
3



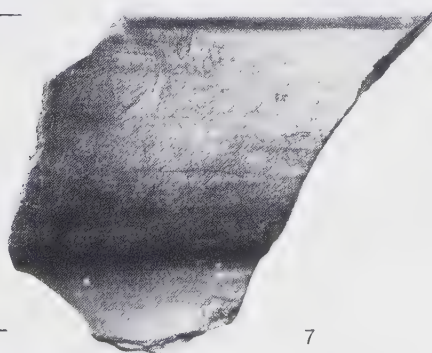
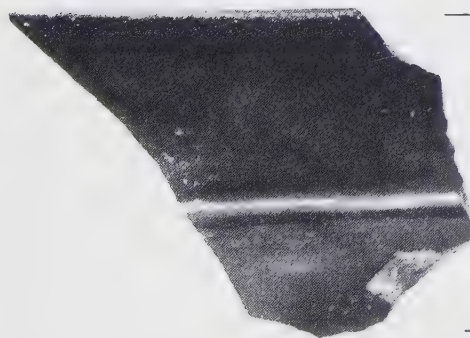
4



5

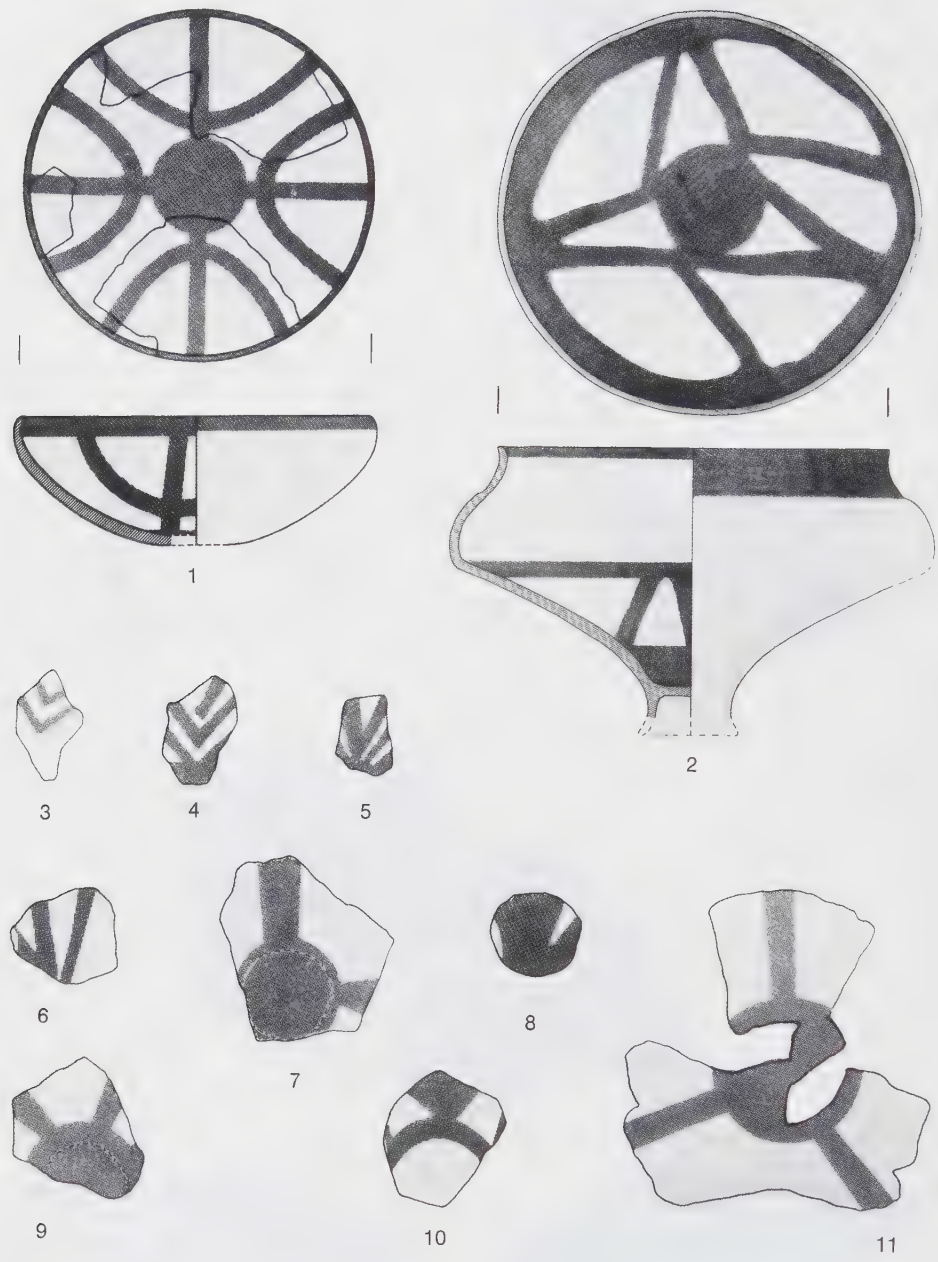


6



7

Heuneburg. 1.2 Hohlfüße; 3 graphitverziertes Schüsselfragment; 4.5 Tonqualität T3 und T9; 6.7 nachgeahmte griechische Importkeramik. M. 1:1.



Ausgewählte Graphitverzierungen von der Heuneburg.

Zusammenfassung

Der hier versuchte Überblick über den Bestand und über die Entwicklung der Schüsseln und Schalen der Heuneburg hat gezeigt, daß sich bei dieser schlichten, weit überwiegend zur Gebrauchskeramik gehörigen Tonware trotz mehrfacher Burgzerstörungen keine tiefgreifenden Veränderungen beobachten lassen. Die Schüsseln und Schalen der Heuneburg stehen insgesamt in einer mehr oder weniger geradlinigen Tradition, die sicherlich sehr weit zurückreicht, deren eigentlicher Ausgangspunkt aber wohl in der Urnenfelderzeit gesucht werden muß. Hier sind die meisten unserer Grundformen schon vorgezeichnet (*Abb. 1*), die sich in der Folge über die mittlere Hallstattzeit (Hallstatt C) kontinuierlich bis in die späte Hallstattzeit und damit in die Zeit des Bestehens der Heuneburg fortentwickelt haben. Da diese Entwicklung eine sehr langsame und fließende war, ist es sehr schwierig, wirklich Neues von Althergebrachtem zu unterscheiden. So ist etwa mit Sicherheit damit zu rechnen, daß sich schon in Hallstatt C gängige Formen nahezu unverändert auch noch während Hallstatt D gehalten haben. Insgesamt sind deshalb gerade Schüsseln und Schalen, sofern sie nicht durch bestimmte Ziertechniken oder Formen aus der Masse herausgehoben sind, für eine feinere Chronologie ungeeignet. Der besondere Wert der hier behandelten Heuneburg-Materialien beruht andererseits darin, daß dank der vielschichtigen Stratigraphie durchaus Unterscheidungen getroffen werden können. Der in die Tausende gehende Bestand an Schüsseln und Schalen erlaubt sehr wohl einen guten Überblick über die während der Späthallstattzeit (Hallstatt D) gebräuchlichen Typenserien, welche in die oben besprochenen Grundformen A–E aufgegliedert werden konnten. Es zeigte sich dabei, daß diese Grundformen gewisse Normierungstendenzen betreffend Mündungsdurchmesser und Wandstärke aufweisen. Beim Umsetzen der erzielten Feststellungen in Histogramme (*Abb. 2; 5; 7; 9; 11*) kommt deutlich zum Vorschein, daß sie einer Gauß-Kurve und folglich auch der Gauß-Verteilung entsprechen.

Die Durchsicht der graphischen Darstellungen mit den aufgezeichneten Zustandslinien einzelner Grundformen, Tonqualitäten und Verzierungen (*Abb. 3; 6; 8; 12; 15; 17*) zeigt immer wieder einen Bruch in ihrem Verlauf, und zwar zu der Zeit der Periode III b. Als wahrscheinlichste Erklärung für diese stereotype Erscheinung kann angenommen werden, daß die graphischen Darstellungen gewisse ökonomische Veränderungen anzuzeigen vermögen, die nach der Zerstörung der Burg in der Periode IV a (Lehmziegelmauer) auch siedlungsarchäologisch faßbar sind³⁵. Diese Zerstörung führte einerseits zu einem Rückgang der keramischen Produktion und zur Verschlechterung der Qualität, andererseits aber verursachte sie offenbar schnelleres Aufgeben der alten Traditionen (wie im Falle der Graphitverzierung und insbesondere des beidseitigen Graphitüberzuges) und vergrößerte so die Aufnahmebereitschaft für neue Einflüsse. Die „Erholung“, die sich in Richtung auf Periode III a

³⁵ Gersbach in: Symposium zu Problemen der jüngeren Hallstattzeit in Mitteleuropa (1974) 199 ff.; Kimmig u. Gersbach a.a.O. (Anm. 8) 89 ff.

bemerkbar macht, ist zugleich mit einer Zunahme der Produktion gekoppelt. Diese Erholung führt dann von der Periode II an auch zur Entwicklung neuer keramischer Techniken wie etwa der scheibengedrehten Ware. Es ist wohl kein Zufall, daß mit den Perioden II und I eine neue Blütezeit der Burg zu beginnen scheint, die durch den jetzt voll einsetzenden Zustrom südlicher Importe auch ihren äußeren Ausdruck findet.

Lebenslauf

Daniela Fořt, geb. Linksfeiler

geboren am 22. Juni 1944 in Slaný bei Prag, Tschechoslowakei, Tochter des Rechtsanwaltes Dr. jur. František Linksfeiler und seiner Ehefrau Anna, geb. Chaloupková.

Schulbildung:

1950—1955 Volksschule

1955—1962 Mittelschule in Prag,
Maturitätszeugnis vom 11. Juni 1962

Studium:

1962—1967 Urgeschichte an der Universität Brünn

1967 Diplomarbeit „Frühlatènezeitliche stempelverzierte Keramik in Böhmen“
Staatsprüfungen und Diplom vom 8. Juni 1967

1968—1977 Urgeschichte/Klassische Archäologie/Kunstgeschichte an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Besuch der Vorlesungen und Übungen bei den Professoren Dr. E. Vogt, Dr. H. Bloesch, Dr. A. Reinle, Dr. R. Zürcher u. a.

1972 Dissertationsthema. Betreuung der Arbeit durch die Professoren Dr. E. Vogt, Zürich, und nach seinem Tode Dr. W. Kimmig, Tübingen

1977 Abgabe der Dissertation
Doktorexamen am 18. Februar 1977

Praxis:

Leitung oder Mitwirkung an verschiedensten Grabungen: neolithische Siedlung in Kyjovice; paläolithische Station Pavlov-Dolní Věstonice; keltisches Oppidum Třísov; mittelalterliche Siedlungen Mikulčice und Pohansko; neolithisches Gräberfeld bei Halle/Saale; Haithabu bei Schleswig; Heuneburg bei Hundersingen; mittelhelladische Tell-Siedlung in Volos, Griechenland; Zürich-Witikon; Pfäffikon ZH; mehrere kleine Grabungen im Kt. Graubünden.

Berufstätigkeit:

1967—1968 Museum Žatec (Saaz)

seit 1977 Assistentin an der Universität Zürich, Abteilung für Urgeschichte, bei Frau Prof. Dr. M. Primas.

